Elfie Labsch-Benz

Die jüdische Gemeinde Nonnenweier

Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts



Verlag Wolf Mersch · Freiburg im Breisgau

Elfie Labsch-Benz

Die jüdische Gemeinde Nonnenweier

Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Verlag Wolf Mersch · Freiburg im Breisgau

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Labsch-Benz, Elfie:

Die jüdische Gemeinde Nonnenweier : jüd. Leben u. Brauchtum in e. bad. Landgemeinde zu Beginn d. 20. Jh. / Elfie Labsch-Benz. – 2., leicht korrigierte u. mit Abb. vers. Aufl. – Freiburg im Breisgau : Mersch, 1981

1. Aufl. verlegt von d. Landeszentrale für Polit. Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart
ISBN 3-922156-04-5

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

2. leicht korrigierte und mit Abbildungen versehene Auflage
© Verlag Wolf Mersch
Freiburg im Breisgau 1981
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagfoto: Elfie Labsch-Benz
Satz: Composersatz Eva Becker Freiburg
Druck: Weber-Druck + Verlag Freiburg
Printed in Germany
ISBN 3-922156-04-5



für Ellen (†) und Gerhard Ilan

INHALT Seite

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE 11

EINLEITUNG 12

Ziel der Untersuchung, Methode und Hypothesen 12
Aufbau 13
Vorbereitung 13

DIE JÜDISCHE GEMEINDE IN RAUM UND ZEIT 17

Das Dorf Nonnenweier - geographische und wirtschaftliche Gegebenheiten 16
Zeitraum der Untersuchung 18
Geschichte der jüdischen Gemeinde 18
Jüdische Ortskunde 27

WIRTSCHAFTLICHES UND SOZIALES LEBEN DER JUDEN aus jüdischer Sicht 29

Organisation der jüdischen Gemeinde 38
Juden und Christen 40
Antisemitismus und Zionismus 47

WIRTSCHAFTLICHES UND SOZIALES LEBEN DER JUDEN aus christlicher Sicht 50

Sprache 52
Wirtschaftliches Leben 53
Juden und Christen 58
Negatives Judenbild und antijüdische Äußerungen im Dorfleben 75

RELIGIÖSES LEBEN DER JUDEN aus jüdischer Sicht 80

Alltag 81
Der Sabbat 82
Die Festtage 87
Besondere Ereignisse im Lebensrhythmus 96

DAS RELIGIÖSE LEBEN DER JUDEN aus christlicher Sicht 106

MERKMALE DER KOLLEKTIVEN IDENTITÄT DER NONNENWEIERER JUDEN 115

Materielle Existenz 115
Religiöses Judentum und sozialer Zusammenhang 117
Religionsausübung – „Fromme" und „liberale" Juden 119

LITERATURVERZEICHNIS 127

ANHANG 128

Fragebogen 128
Verzeichnis der jüdischen Haus- und Grundbesitzer 131

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Die erste Auflage dieser Monographie über die jüdische Gemeinde Nonnenweier erschien im Sommer 1980 als Sonderauflage der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und war schnell vergriffen. Das Landratsamt Ortenaukreis und die Gemeinde Schwanau, zu der Nonnenweier heute gehört, hatten sich an den Druckkosten beteiligt.

Den Herren H. Lauber und Professor H.-G. Wehling von der Landeszentrale möchte ich für ihre intensiven Bemühungen um die Veröffentlichung der Monographie meinen Dank aussprechen, ebenso den Herren Landrat Dr. E. Gamber und Bürgermeister W. Wübker für die Bewilligung der Druckkostenzuschüsse.

Ursprünglich wurde die Arbeit im Februar 1978 an der Université des Sciences Humaines de Strasbourg bei Prof. Dr. Julien Freund in französischer Sprache als Magisterarbeit im Fach Soziologie vorgelegt.

Im Februar 1981

Elfie Labsch-Benz

EINLEITUNG

ZIEL DER UNTERSUCHUNG, METHODE UND HYPOTHESEN

Die vorliegende Arbeit ist gedacht als Ergänzung bzw. als Gegenstück zu der seit mehreren Jahren vom Soziologischen Institut der Humanwissenschaftlichen Universität Straßburg unter Leitung von Freddy Raphael durchgeführten empirischen Forschungsarbeit über die Landjuden im Elsaß.

Ziel der Untersuchung ist es, jüdisches Leben und jüdisches Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des Jahrhunderts aufgrund des lebendigen Zeugnisses früherer jüdischer und christlicher Einwohner zu schildern. Als weiterer Schritt soll versucht werden, in der Konfrontation und Analyse der Aussagen zu einer Typologie des badischen Landjuden zu gelangen.

Der Untersuchung liegt die Hypothese zugrunde, daß der in der Landgemeinde lebende Jude sich als sinnvolles Glied einer überschaubaren Gemeinschaft empfinden konnte, die ihm Lebensinhalt und Selbstverständnis gab. Als Methode wurde die Intensivbefragung einer kleinen Zahl von Gewährsleuten benutzt. Es wurde angenommen, daß Menschen, gleich welcher ethnischen Herkunft und Glaubenszugehörigkeit, wenn sie eng zusammenleben und aufeinander angewiesen sind, gemeinschaftliche Beziehungen ausformulieren, die tatsächlich bestehende Unterschiede oder vermeintliche Unterschiede (Vorurteile) weitgehend überwinden. Schließlich konnte davon ausgegangen werden, daß jüdisches Brauchtum, welches viele der in die Städte abgewanderten Juden im Zusammenhang mit ihrer ‚Emanzipation' als ‚alten Zopf' hinter sich gelassen hatten, in den Landgemeinden weiter gepflegt und erhalten wurde.

‚Die Juden', das ist ein heikles Kapitel, das man nicht bewältigt, aber für den Hausgebrauch zurechtgelegt hat, und an dem man sich nicht mehr die Finger verbrennen will. Besser, man hält den Mund: „Mr' welle von dene Jude nix me wisse." Der Besucherin wurde geraten: „Gehen Sie doch zu dem und dem; es sind ja noch mehr da, die können Ihnen besser Auskunft geben." Aus den Gesprächen,

die auf Fakten abzielten, blickten die vorurteilsbehafteten Meinungen an allen Ecken und Enden durch.

Zwei andere Gewährspersonen, die beide früher in einem Dienstleistungsverhältnis zu jüdischen Einwohnern gestanden hatten, gaben dagegen freimütig Auskunft. Zwar waren auch diese beiden Gewährspersonen nicht vorurteilsfrei, aber ihre Vorurteile waren auf das berühmte Körnchen Wahrheit reduziert: bestimmte persönliche, negative Erfahrungen wurden so ausgelegt, daß man zum Schluß kam: „Ganz kann sich der Jud' halt nit verleugne." Man darf daraus ersehen, daß Angehörige von Minderheiten, hier die Juden, mit einem anderen Maßstab gemessen werden als die Mitglieder der eigenen, dominierenden Gruppe: man sieht sie unter der Lupe, das Verhalten von Einzelnen in Einzelfällen wird in die vorbestehenden Stereotypen der Eigengruppe überführt.

Nach dem Abschluß der Interviews mit den nichtjüdischen Gewährspersonen erhielten wir Namen und Anschrift weiterer noch lebender Einwohner, die früher in engem freundschaftlichen Kontakt mit jüdischen Familien gestanden hatten. Diese konnten leider nicht mehr befragt werden. Vermutlich jedoch dürften ihre Aussagen das direkte Gegenstück zu denen einer jüdischen Gewährsperson gebildet haben, deren ganze Familie mit eben diesen Nichtjuden befreundet war. Die Existenz unvoreingenommener, vorurteilsfreier christlicher Einwohner, die wirtschaftlich und sozial den mit ihnen befreundeten jüdischen Familien gleichgestellt waren, darf man wohl als Faktum annehmen.

Die beiden Hauptkapitel der Monographie werden jeweils zuerst ‚aus jüdischer Sicht' dargestellt. Dieser wird anschließend die ‚christliche Sicht' gegenübergestellt. Ein solches Vorgehen erlaubt, die Schilderung durch die Juden zu kommentieren und zu modifizieren und eine ‚Harmonisierung'[1] zumindest teilweise entgegenzuwirken.

1) Dieser Begriff wird von Utz Jeggle (1969, 313 ff.) unter Bezug auf Maurice Halbwachs als Kapitelüberschrift verwendet und meint die postume Nivellierung von Spannungen zwischen verschiedenartigen menschlichen Gruppen durch die Tätigkeit des „Gedächtnisses einer Gesellschaft".

Es sei allen gedankt, die mit Geduld und Sachverstand zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben: den früheren Nonnenweierer Juden und den christlichen Einwohnern allen voraus; Herrn Dr. Paul Sauer, Stuttgart, der uns Einblick in die Archive gewährte und uns auf weitere Arbeiten hinwies; Frau Gymnasialprofessorin Hildegard Kattermann, Lahr, vermittelte die durch ihre Arbeit (1976) über die Lahrer Juden gesammelten Erfahrungen, die auch nach Nonnenweier hinüberreichten; Herrn Dr. Steven Lowenstein, Leo Baeck Institute, New York, der den 1976 fertiggestellten ersten Teil der Arbeit las und ausführliche Kommentare und Kritik gab, die bei der Überarbeitung berücksichtigt werden konnten. Schließlich gilt der Dank dem Initiator dieser Untersuchung, Herrn Prof. Dr. Freddy Raphael, Straßburg, der mit seinem Beispiel leidenschaftlichen Schaffenseifers dazu beigetragen hat, daß die Arbeit trotz beträchtlicher Schwierigkeiten zustande kam.

AUFBAU

Die empirische Untersuchung gliedert sich in zwei Grundthemen und somit in zwei Teile:

- sie beschreibt einerseits das Leben innerhalb der jüdischen Gemeinde sowie das Zusammenleben von Juden und Christen,
- andererseits jüdische Sitte und jüdisches Brauchtum in seiner ortseigentümlichen Ausprägung,

wobei aufgrund der alles menschliche Tun und Trachten durchdringenden Eigenschaft der jüdischen Religion beides nur in der Beschreibung getrennt werden konnte, im Leben jedoch eng ineinandergreift.

VORBEREITUNG

Die Arbeit erforderte eine zweijährige Vorbereitungszeit. Zur Verfügung stand zunächst ein Fragebogen in französischer Sprache, der für die Forschungsarbeit im Elsaß ausgearbeitet worden war. Dieser wurde ins Deutsche übersetzt und den Bedürfnissen der Untersuchung entsprechend erweitert (siehe Anhang).

Gleichzeitig begann die Suche nach badischen Ortschaften, in denen

zu Beginn des Jahrhunderts noch jüdische Gemeinden bestanden hatten, und nach noch lebenden früheren Einwohnern dieser Gemeinden.

Das von der Staatlichen Archivverwaltung in Stuttgart veröffentlichte Werk „Die jüdischen Gemeinden in Baden" (Hundsnurscher und Taddey: 1968)[2] gibt eine umfassende Beschreibung der geschichtlichen Entwicklung aller jüdischen Gemeinden. Der Band enthält auch Angaben über die noch bzw. wieder dort lebenden jüdischen Einwohner. In den Landgemeinden ist deren Zahl gleich Null. Die möglichen Gewährsleute mußten anderweitig gesucht werden.

Die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrten Akten, welche zur Erstellung des genannten Werkes gedient hatten, ergaben Hinweise auf die 1933 noch ortsansässigen Juden und deren Schicksal. Dabei ergab sich ein deprimierendes Bild: die wenigen noch in den Landgemeinden verbliebenen Juden waren zum großen Teil verschleppt worden und umgekommen, oder sie waren inzwischen verstorben. Immerhin waren in den Akten die ca. 1960 gültigen Anschriften der Überlebenden genannt und teilweise auch die ihrer Nachkommen: die meisten leben heute im Elsaß und übrigen Frankreich, in der Schweiz, in den USA und in Israel.

Die Wahl fiel schließlich auf Nonnenweier, da durch Vermittlung einer im Elsaß lebenden jüdischen Familie Kontakt mit einer früheren Einwohnerin dieses Ortes aufgenommen werden konnte. Die übrigen Kontakte ergaben sich dann ohne Schwierigkeiten durch Weiterempfehlung von einer Gewährsperson zur anderen. Insgesamt wurden drei frühere jüdische Einwohnerinnen der Gemeinde Nonnenweier im Elsaß aufgesucht. Ein in New York lebender Nonnenweierer Jude konnte in Baden-Baden auf der Durchreise interviewt werden. Hinzu kam der schriftliche Bericht eines in Israel lebenden früheren Einwohners, der so ergiebig war, daß es sinnvoll erschien, anläßlich einer Israel-Reise im September 1977 intensive persönliche Gespräche zu führen.

2) Die ausführlichen Literaturangaben befinden sich im Literaturverzeichnis am Ende des Buches.

Nicht nur erforderte die Arbeit viel Zeit und Geduld, sie brachte auch gleichzeitig einen Wettlauf mit der Zeit: die um die Jahrhundertwende geborenen Gewährsleute sind heute betagte und zum Teil kranke Menschen. Bald wird es niemanden mehr geben, der über die jüdischen Landgemeinden berichten könnte, nur noch die jüdischen Friedhöfe werden davon zeugen.

Neben dem Problem der Suche nach Gewährsleuten hatte sich zu Beginn der Arbeit auch die Frage gestellt, ob die Betroffenen bereit sein würden, einer ihnen unbekannten, christlichen Deutschen Auskunft über eine lange zurückliegende, von Leid überschattete Vergangenheit zu geben. Würden sie sich außerdem erinnern oder erinnern wollen? In der Tat kamen die Gespräche oft einer Ausgrabung gleich, war doch das damalige Leben von einer Vielzahl von Erlebensschichten überlagert worden, die sich aufgrund ihrer Intensität im Gespräch immer wieder in den Vordergrund schoben. Auch Mißtrauen und Schweigen auf manche Fragen waren teilweise nicht zu überwinden. So wurden gelegentlich viele Kilometer zurückgelegt, um mit einem fragmentartigen Bericht zurückzukommen. Doch scheint dies das allgemeine Los des Volkskundlers zu sein. Um so beglückender war andererseits die Erfahrung mit Menschen, die in einzigartiger Weise in der Lage und gewillt waren, Zeugnis zu geben. In Nonnenweier selbst, wo heute keine Juden mehr leben, wurden Ortsbesichtigung, Archivarbeit und Befragung christlicher Einwohner erst aufgenommen, nachdem die Aussagen von jüdischer Seite bereits umfangreich genug waren, um eine Zusammenschau zu erlauben. Auf die christlichen Gewährsleute wurde die Verfasserin einerseits von den befragten Juden, andererseits vom heutigen Ortsvorsteher hingewiesen. Insgesamt wurde mit vier christlichen Einwohnern gesprochen, drei Männern und einer Frau. Eine weitere Frau war beim Gespräch mit ihrem Mann anwesend und gab ab und zu Kommentare. Den christlichen Gewährsleuten wurde nicht der gleiche ausführliche Fragenkatalog vorgelegt, wie den befragten Juden. Die Befragungen waren von kürzerer Dauer.[3] Es wurde die Form des offenen Gesprächs ge-

3) Die Gespräche mit den jüdischen Gewährsleuten dauerten zwischen anderthalb und zehn Stunden, durchschnittlich vier Stunden. Dagegen dau-

wählt, in welches zwei Leitfäden eingebaut waren:

- Die Juden im Dorfbild: Beschreibung dessen, was man als nicht jüdischer Beobachter sieht. Was ist gleich bei den Juden wie bei den Nichtjuden, was ist verschieden?
- Konkrete Beziehungen der Gewährsperson zu einem oder zu mehreren jüdischen Einwohnern. Welcher Art? Wie weit ging der Kontakt? Was wurde dabei erlebt, in Erfahrung gebracht?

Die Gespräche mit den Christen hatten zum Ziel, in einer Konfrontation ihrer Aussagen mit der ‚Sicht' der Juden, aufgrund von Übereinstimmung oder Widerspruch, der sozialen Wirklichkeit näher auf den Leib zu rücken, die es aus historischen Fakten zu rekonstruieren galt. Die Technik bei der Befragung war die eines ‚Kreuzverhörs', um diesen Ausdruck aus der Kriminalistik zu verwenden, allerdings ohne daß dabei jemand auf der Anklagebank gesessen wäre. Die Schwierigkeit im Gespräch bestand jedoch bei zwei Gewährspersonen genau darin, Unvoreingenommenheit glaubhaft zu machen. Es wurden vorsichtige Fragen an die unvermutete Besucherin gestellt: War sie von den Juden geschickt? „Was wolle denn die Jude noch von uns?" Was hatte der Nachbar erzählt?

DIE JÜDISCHE GEMEINDE IN RAUM UND ZEIT

DAS DORF NONNENWEIER – GEOGRAPHISCHE UND WIRTSCHAFTLICHE GEGEBENHEITEN

Das Dorf Nonnenweier, Kreis Lahr, liegt 156 m ü.NN in der Rheinebene, nahe der Elzmündung. 1937 zählte es 1610 Einwohner, die hauptsächlich Tabak- und Hopfenanbau sowie Viehzucht betrieben. Das Dorf besaß noch eine Fischereizunft mit alten Fischrechten. Im ehemals Böcklinschen Schloß befand sich seit 1851 ein Diakonissenhaus für Kinderpflege. Bis 1918 hatte das Dorf Grundbesitz im Elsaß (Baader: 1937, 64). Von Nonnenweier aus konnte man den Rhein mit einer Fähre überqueren. Gegenüber, auf elsässischem

---

erten die Gespräche mit den Christen ein bis zweieinhalb Stunden, durchschnittlich etwa anderthalb Stunden. Im Text des Buches werden Zitate aus den Gesprächen ohne weitere Quellenangaben in Anführung gesetzt.

Boden, liegt die Ortschaft Gerstheim. Eine eigene Bahnstation hatte Nonnenweier nicht. Die nächstgelegene Station befand sich im benachbarten Allmannsweier.

ZEITRAUM DER UNTERSUCHUNG

Beschrieben wird die jüdische Gemeinde Nonnenweier in der Zeit von etwa 1900 bis 1930. Dieser Zeitraum ist vorgegeben einerseits durch das Geburtsjahr der jüdischen Gewährsleute, andererseits durch den Zeitpunkt ihres Wegzugs. Die Befragten sind in den Jahren 1895 bis 1907 geboren und in den Jahren 1919 bis etwa 1930 weggezogen. Anschließend kehrten sie nur noch besuchsweise zurück oder um nach 1933 ihre Häuser zu verkaufen und ihre am Ort verbliebenen Familienangehörigen mit in die Emigration zu nehmen.

GESCHICHTE DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Aufschluß über die Geschichte der jüdischen Gemeinde gibt eine Festschrift, welche 1927 von Herrn Dr. jur. Iwan Meyer, heute New York, früher Mitglied der jüdischen Gemeinde Nonnenweier, aus Anlaß der 220-Jahrfeier der Gemeinde geschrieben wurde (Meyer: 1927). Sie wurde teilweise unter Mithilfe von Berthold Rosenthal verfaßt, dessen „Heimatgeschichte der Badischen Juden" im gleichen Jahr erschien. Die Beschreibung der jüdischen Gemeinde Nonnenweier in „Die jüdischen Gemeinden in Baden" (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 214-217) stellt eine Kurzfassung dieser Festschrift dar. Beim Abfassen des geschichtlichen Teils unserer Monographie haben wir diese Kurzfassung, unter Heranziehung der Jubiläumsschrift, den Bedürfnissen der Untersuchung entsprechend erweitert.

DIE ENTSTEHUNG DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Bis 1663 befand sich das Dorf Nonnenweier, welches damals etwa 50 Einwohner umfaßte, im Besitz der Stadt Straßburg. Dann gelangte es nacheinander an die zum Ritterkanton Ortenau gehörenden Familien von der Grün, 1681 von Ziegler, 1695 von Löwen.

Durch Heirat kam Nonnenweier 1698 an den elsässischen Adligen Jakob Samson von Rathsamhausen und Ende des 18. Jahrhunderts, wiederum durch Heirat, an die Herren von Oberkirch und von Böcklin. 1806 fiel das Dorf an Baden. Bis 1704 wurde Nonnenweier von den Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges in Mitleidenschaft gezogen. Die Bewohner mußten nach Straßburg und Lahr flüchten, das Dorf wurde völlig verwüstet. Bald danach wanderten Juden aus dem Elsaß nach Nonnenweier ein. Die Entscheidung darüber, ob Juden sich an irgendeinem Ort aufhalten durften, lag im alleinigen Ermessen der Grundherrschaft. Die Juden genossen das Schutzrecht der Grundherren und stellten für diese eine beträchtliche Pfründe dar, da sie Schutzgeld, diverse Steuern und andere Abgaben zahlten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der aus dem Elsaß stammende Grundherr von Rathsamhausen die elsässischen Juden ermutigt hatte, sich in dem verwüsteten Dorf anzusiedeln, um beim Wiederaufbau mitzuhelfen, den Handel zu beleben und somit zur allgemeinen Hebung des Wohlstandes beizutragen.

DEMOGRAPHISCHE ENTWICKLUNG[4]

Der erste Jude ließ sich etwa 1707 nieder. Laut Eintrag im Heimbürgerregister von 1708 zahlte „der Jude" für zwei Jahre 6 Gulden Weidgeld (d.h. für die Benutzung der Gemeindewiesen). Bis 1789 war die Zahl der steuerpflichtigen Juden auf 23 angewachsen, bis 1809 auf 35 Familien mit über 100 Seelen. Gleich vielen anderen israelitischen Landgemeinden erreichte auch die von Nonnenweier ihre größte Stärke im 19. Jahrhundert. 1855 wohnten 244 Juden im Dorf; 1875 waren es 233 Juden: diese machten 17,2% von 1354 Einwohnern aus. 1900 waren noch 195, 1925 noch 88 (ca. 35 Familien) und 1933 65 Juden im Dorf.

DIE GEMEINDEMITGLIEDER: FAMILIENNAMEN UND HEBRÄISCHE NAMEN

In einem Standesregisterauszug von 1806 werden bereits folgende Familiennamen jüdischer Einwohner genannt: Dreyfuß, Frank, Levi, Meyer, Moch, Simon, Wertheimer, Weil. Die Namen Baum

4) Detaillierte demographische Angaben finden sich bei Goldstein: o.J.

und Metzger waren noch nicht gebräuchlich, doch ist anzunehmen, daß Levi später mit Baum verdeutscht wurde, Simon mit Metzger.

Innerhalb des Gemeindelebens scheinen die Juden jedoch weiterhin nur ihre hebräischen Namen geführt zu haben. Diese sind aus einer zu Steuerzwecken erstellten Übersicht von 1797 zu entnehmen:

„Parneß Schmul
Aberle
Maier b. Menachem
Itzigle
Baruch b. (Araham)
Mosche b. Nesanel
Michael b. Nesanel
Maier b. Elieser
Liebermann
Kalmele
Eisik
Herschel
Marum b. Menachem
Maier b. Schmuel
Itzig (Levi)
Berle
Mosche b. Maier
Herzle
Lipman
Löble
Lase
Witwe Pessel." (Meyer:1927,13)

ERWERBSMÖGLICHKEITEN UND ABGABEN

Die Juden in Nonnenweier trieben vorwiegend Viehhandel oder hausierten mit Kram-, Kurz- und Ellenwaren. Der Handel war recht einträglich, so daß schon 1744 der Jude Jakob Wertheimer ein Haus und Löwl Meyer zwei Häuser sowie einen Hofplatz mit drei Behausungen und einem Stall erwerben konnten. Die Lage scheint in der ‚Schmidtgaß' gewesen zu sein.

Das Dorf Nonnenweier und die benachbarten, der gleichen Grundherrschaft gehörenden Ortschaften Allmannsweier und Wittenweier waren jedoch zu klein, um der großen Judengemeinde Erwerbsmöglichkeiten zu bieten. So mußten die Nonnenweierer Juden ihren Handel auf die benachbarten Gebiete ausdehnen. Dies war jedoch nicht ohne weiteres möglich. Die Juden mußten im Besitz einer besonderen Handelserlaubnis der jeweiligen Grundherrschaft sein und durften das ‚ausländische Gebiet' nur betreten, nachdem sie ihren Leibzoll, das *‚Juden-Gelait'*, entrichtet und die ein- oder auszuführenden Waren verzollt hatten. 1747 bzw. 1781 konnten

zwei Juden ihren Handel auf badische und vorderösterreichische Ortschaften ausdehnen.

Solange der Leibzoll bestand, vereinbarte häufig die Judenschaft eines Ortes oder eines ganzen Bezirks mit der Gebietsherrschaft eine jährlich zu entrichtende Pauschalsumme, gegen welche den betreffenden Schutzbürgern freier Verkehr in diesem Gebiete gestattet war. Jeder in einer der Vertragsgemeinden wohnhafte Jude erhielt einen für ein Jahr geltenden Passierschein (Paßport oder Taschengeleit). Eine solche Vereinbarung hatte die Judenschaft der Gemeinden Schmieheim, Altdorf, Kippenheim, Rust, Nonnenweier, Friesenheim und Diersburg mit der Herrschaft Lahr getroffen, eine ähnliche Zollvereinbarung bestand mit der Herrschaft Mahlberg.

Um die Beträge für die Handelsfreiheit in den Nachbargebieten aufzubringen, mußten die jüdischen Händler für jeden Handelsabschluß, d.h. für jedes gekaufte oder verkaufte Stück Vieh, eine Abgabe an die jüdische Gemeinde zahlen, ebenso eine Schächtabgabe für alle Schlachtungen im Ort und auswärts.

Als 1806 Nonnenweier badisch geworden war, hörten auch die Abgaben an die Nachbargebiete auf. Die Gemeinde zog jedoch die für diese Zwecke erhobenen Beiträge vorerst weiter ein und verwendete sie für den Unterhalt der Gemeindeeinrichtungen. Auf diesem Wege wurden z.B. die Mittel zur Ausbesserung der Synagoge im Jahr 1806 aufgebracht.

Die erschwerten Erwerbsmöglichkeiten, verbunden mit den hohen Abgaben an die Grundherrschaft (Schutzgeld, Kultussteuern) an die Gemeinde Nonnenweier (Wasser- und Weidegeld) und an die Nachbargebiete, welche die Juden zusätzlich zu der Gemeindesteuer bezahlen mußten, bewirkten, daß die Juden von Nonnenweier in ihrer Mehrzahl in bescheidenen Verhältnissen lebten.

Die jüdische Gemeinde war in drei Steuerklassen eingeteilt. Als Angehörige der ersten Klasse, welche ungefähr 80% aller Lasten zu tragen hatten, kamen im Jahre 1850 folgende sechs Familien in Frage: Jakob Meyer I, Meyer Levi Baum, Josef Dreifuß, Josef Wert-

heimer, Meyer Meyer und Samuel Weil. Das waren etwa 17% der steuerpflichtigen Juden. Das Vermögen des höchstbesteuerten Jakob Meyer I betrug damals schätzungsweise 12 000 Gulden. Siebzehn Familien hatten ein Durchschnittseinkommen von 700 Gulden. Zwölf Familien besaßen überhaupt nichts. Diejenigen Juden, welche Grundbesitz hatten, mußten zusätzlich erhebliche Beiträge an die politische Gemeinde bezahlen. Die Grundstücke, welche am höchsten veranschlagt wurden, gehörten 1844 Abraham Metzger und dem Judenwirt Meyer Marx.

DIE GEMEINDEORGANE UND GEMEINDEEINRICHTUNGEN

An der Spitze der Gemeinde stand der *Parness,* der Ortsälteste. Er wurde wohl, wie dies früher allgemein gebräuchlich war, von der Grundherrschaft ernannt. Der Parness übte sein Amt unentgeltlich aus. Zu seinen Aufgaben gehörte die Schlichtung von Streitsachen, die Verhängung von Strafgeldern[5], die Erstellung von Testamenten.

Seit 1833 wurden in Baden zur Leitung der jüdischen Gemeinden anstelle des Rabbiners und des auf Lebenszeit ernannten Ortsältesten je nach Größe der Gemeinde drei bis sieben Männer auf sechs Jahre zu ehrenamtlichen *Synagogenräten* frei gewählt. Jeweils die Hälfte von ihnen wurde nach drei Jahren neu gewählt, um Kontinuität und Leistungsfähigkeit zu sichern. Der Rabbiner wurde auf die religiösen Angelegenheiten beschränkt, während der Synagogenrat in erster Linie die finanzielle Situation, das Armenwesen, Stiftungen und die Ausführung der Anordnungen des Oberrats der badischen Juden (mit Sitz in Karlsruhe) überwachte (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 16).

In Nonnenweier ist die Einrichtung des Synagogenrats seit 1843 nachgewiesen, und zwar gab es jeweils drei Synagogenräte, mit Ausnahme der Jahre 1917-1921, als es nur zwei waren.[6] Einer der drei Synagogenräte war gleichzeitig Gemeindevorsteher.

---

6) Siehe die chronologische Aufstellung der Synagogenräte bei Iwan Meyer (1927, 30).

5) Die Grundherrschaft sah es nicht ungern, wenn ausgiebig Strafgelder verhängt wurden. Die Hälfte davon war nämlich an sie abzuführen.

Eine wichtige Gemeindeeinrichtung war das *Hekdesch*, die Almosenkasse. Sie wurde hauptsächlich aus Strafgeldern und dem Erlös der versteigerten Mitzwos, der guten Taten gespeist. Hauptzweck der Almosenkasse war die *Zedaka*, die Wohltätigkeit. Besonders Hilfsbedürftige erhielten kostenlos Essen und Unterkunft sowie unentgeltliche ärztliche Behandlung. Außerdem wurden den Armen jährlich die Mazzos, die ungesäuerten Brote, gratis geliefert. Die Abgaben der Besitzenden reichten jedoch nicht aus, um alle Not zu beseitigen. Bittgesuche einzelner an die weltlichen Behörden kamen häufig vor. Im Jahre 1854 wurde die Gemeinde selbst bei der Regierung vorstellig, da ihre Mittel bei der großen Anzahl der „notorisch Armen" nicht ausreichten.

KULTUSBEAMTE UND EINRICHTUNGEN DES KULTUS

Nonnenweier hatte niemals einen eigenen *Rabbiner*. Seit 1827 gehörte die jüdische Gemeinde zum Rabbinatsbezirk Schmieheim, dessen Sitz 1893 nach Offenburg verlegt wurde. Einen eigenen *Kantor* besaß die Gemeinde schon in frühester Zeit. Er war gleichzeitig Religionslehrer, Vorbeter, Ratsschreiber und Schächter. Seit 1891 hatte Oberlehrer Nathan Schleicher dieses Amt inne, bis er es etwa 1922 aus Altersgründen abgab. Seither war die Gemeinde aus Geldmangel nicht mehr in der Lage, einen Vorbeter anzustellen.

Im Jahre 1771 wird erstmals von einer eigenen *Synagoge* berichtet. Diese befand sich in der Schmidtenstraße, mitten im Ort (Wimmer: 1975, 163). Bis 1828 mußten Abgaben an die Grundherrschaft für die Benutzung der Synagoge entrichtet werden und für das Aufstellen der ‚Schabbestore', welche die Grenzen anzeigten, innerhalb derer man am Sabbat Gegenstände tragen durfte.

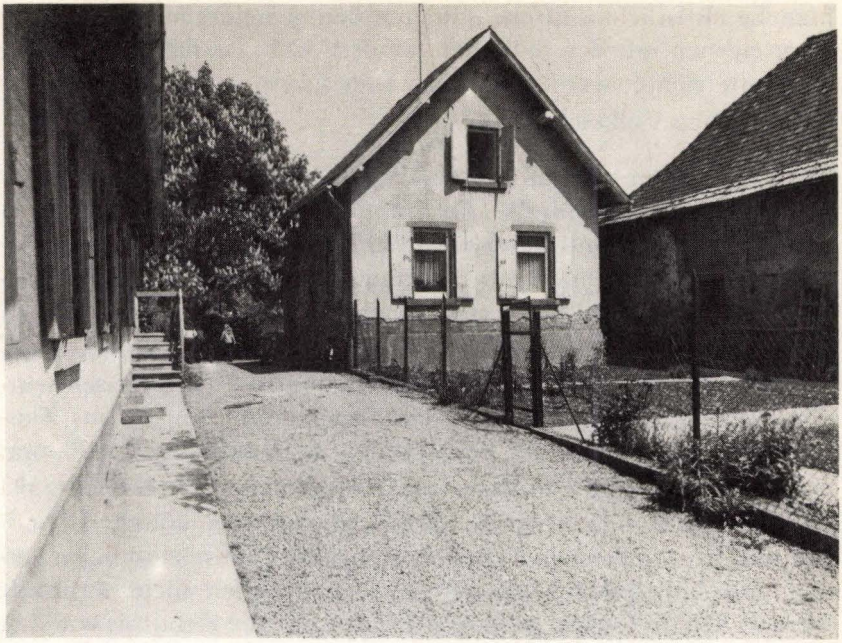
1806 wurde die ‚Schul', wie man die Synagoge nannte, erstmals renoviert. Für die Kosten mußten von jedem abgeschlossenen Pferdehandel 12 und von jedem Rindviehhandel 6 Kreuzer abgegeben und außerdem eine Schächtabgabe entrichtet werden. Infolge des Anwachsens der Gemeinde fand 1865 ein größerer Umbau der Synagoge statt. Dabei wurden auch neue Fenster und eine neue heilige Lade eingebaut. Die Umbaukosten von rund 1000 Gul-

den wurden durch die Versteigerung der Synagogenplätze aufgebracht. Damals bildeten die Synagogenplätze noch eine ansehnliche Einnahmequelle für die jüdische Gemeinde. Die Preise der Synagogenplätze bewegten sich in den Jahren 1860 bis 1890 zwischen 100 bis 300 Mark. Die hintersten Plätze wurden zu billigerem Preis jährlich verpachtet. Wie in anderen Orten kam es bei den Versteigerungen gelegentlich zu Rangstreitigkeiten, die nicht selten durch gerichtliche Vergleiche beigelegt werden mußten. Im 20. Jahrhundert hatten die Synagogenplätze infolge der geringen Zahl von Gemeindemitgliedern jeglichen Ertragswert verloren.

Der Text einer 1878 vom Synagogenrat erlassenen Synagogenordnung läßt darauf schließen, daß es beim Gottesdienst mitunter turbulent zugegangen sein muß: durch die Synagogenordnung wurde den Besuchern des Gottesdienstes eine reinliche und anständige Kleidung, an Sabbath, Feiertagen, Halbfeiertagen und Purim eine Hutbedeckung zur Pflicht gemacht. Lautes Beten, gegenseitige Unterhaltung, gruppenweises Beisammenstehen vor der Synagoge wurde verboten. In einer Ergänzungsbestimmung wurde u.a. das Herumreichen der Tabaksdose, Kauen von Tabak, das Spucken im Gang, Schlafen und lautes Gähnen als unzulässig erklärt!

1833 erwarb die israelitische Gemeinde ein Anwesen in der Löwengasse, das als israelitische Volksschule ausgebaut wurde, die bis 1876 bestand. In dem Schulhaus wurden auch die Gemeindeversammlungen abgehalten. Auch das *Frauenbad* war im Gebäude der israelitischen Volksschule untergebracht.

Bis 1880 wurden die Toten in Schmieheim begraben. Seither besaß die Gemeinde einen eigenen *Friedhof*, außerhalb des Ortes auf der höchsten Erhebung der Gemarkung gelegen.



Das ehemalige jüdische Frauenbad in Nonnenweier.

Aufnahme: A. Strebler

VEREINE

1856 wurde ein Jünglingsverein gegründet, 1865 der Krankenverein, 1875 der Synagogenchor. Der Krankenverein besaß eine Krankenkasse, welche mit kleinen Beiträgen aus allen Bevölkerungskreisen gespeist wurde. Der Synagogenchor mußte 1914 bei Kriegsausbruch wegen Mitgliedermangel aufgelöst werden. Er wurde 1927 von Oberlehrer Schleicher neu gebildet. Im gleichen Jahr konnte die jüdische Gemeinde ihr 220jähriges Bestehen feiern.

DAS VERHÄLTNIS VON JUDEN UND CHRISTEN

Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Nonnenweier nicht das beste.

Manche christlichen Eltern duldeten den gemeinsamen Unterricht ihrer eigenen mit den jüdischen Kindern nicht, so daß diese gesondert unterrichtet werden mußten. Dies führte zur Einrichtung der israelitischen Volksschule.

1846 ereigneten sich, im Zusammenhang mit der geplanten Judenemanzipation, wiederholte Ausschreitungen gegen die Juden. In den Jahren 1870 und 1880 bis 1890 kam es erneut zu Tätlichkeiten gegen die Juden. Ihren Höhepunkt erreichten die Ausschreitungen während der Jahre 1918–1925, als in der judenfeindlichen Stimmung der Nachkriegsjahre zu mitternächtlicher Stunde mehrere um den Rathausplatz gelegene Judenhäuser beschossen wurden.[7] Auch wurden Fenster zerschlagen und „Jauche ins Zimmer geworfen". Einer der Betroffenen, der Kaufmann Karl Baum, verkaufte daraufhin sein Haus (das Geburtshaus von Ludwig Frank) und verlegte seinen Wohnsitz nach Kehl. Auf dem jüdischen Friedhof wurden im gleichen Zeitraum mehrmals Grabschändungen verübt. Die Urheber der Ausschreitungen konnten nicht ermittelt werden. Die befragten jüdischen Einwohner, die Kenntnis von den Ereignissen hatten, vertraten die Auffassung, daß es hier um einen antisemitischen Ausbruch „auf individueller Basis" handelte, um einen „vandalierenden Antisemitismus", nicht um eine organisierte „Bewegung", sondern um ein „Geplänkel". Zum Teil wußten die Gewährsleute nichts von diesen Ereignissen, oder sie maßen ihnen keine große Bedeutung bei: „Man war in der Nachkriegszeit nächtliche Schießereien gewohnt, es gab mehrere Schmugglerbanden, die sich gegenseitig bekämpften und die Gegend am Rhein verunsicherten."

In der von ihm zum Jubiläumsfest der jüdischen Gemeinde 1927 verfaßten Festschrift bezeichnet Iwan Meyer (1927, 17) das Verhältnis zwischen Juden und Christen als ein erfreulich gutes.[8] Das Jubiläumsfest, an dem auch abgewanderte jüdische Einwohner und christliche Nonnenweierer teilnahmen, verlief sehr harmonisch. Iwan Meyer und Freiherr Böcklin von Böcklinsau führten den

7) Die Ereignisse sind bei Meyer (1927, 17) erwähnt. Für Details vgl. Staatsarchiv Freiburg, 360/2906, Nonnenweier, Judenfeindliche Ausschreitungen 1919/25.

Festzug. Der Bezirksrabbiner hielt eine Ansprache. „Dies alles fünf Jahre vor Hitlers Machtergreifung!" Das Jubiläumsfest vermochte zwar noch die Illusion einer blühenden jüdischen Gemeinde erwekken, die im vollen Einklang mit den christlichen Nachbarn lebte. In Wirklichkeit war die jüdische Gemeinde Nonnenweier 1927 „nahe am Zerfall"(Meyer: 1927, 29). Viele jüngere Juden waren aufgrund der Ausschreitungen und der wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach dem Kriege abgewandert, in die Städte, ins Ausland.

Zum Zeitpunkt der Machtübernahme Hitlers war die jüdische Gemeinde Nonnenweier auf Restfamilien zusammengeschrumpft, d.h. die 65 noch dort lebenden Einwohner verteilten sich auf etwa halb so viele Haushalte. Etwa die Hälfte der 1933 noch ortsansässigen Juden wanderten bis 1940 aus, insbesondere nach 1933 (Judenboykott), nach 1935 (Nürnberger Gesetze) und nach 1938 (Reichskristallnacht). Neun Einwohner starben im gleichen Zeitraum in der Heimat. 1940 wurden die verbliebenen 27 jüdischen Einwohner nach Vichy-Frankreich abgeschoben; sie wurden in Gurs interniert. Vier davon starben in Gurs, fünf wurden in Auschwitz ermordet (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 216 f.).

JÜDISCHE ORTSKUNDE

Die jüdische Gemeinde von Nonnenweier war verhältnismäßig klein. Es hat ganz in der Nähe viel größere Gemeinden gegeben: Kippenheim z.B., und vor allem Schmieheim, beide ebenfalls im Kreis Lahr. Zu Beginn des Jahrhunderts lebten in Nonnenweier etwa 70 jüdische Familien mit 195 Personen. Bis 1933 hatte sich ihre Zahl auf ca. 30 Familien vermindert (65 Personen).

Es gab keine Judengasse, aber einige Straßen im Ortskern, in denen die jüdischen Häuser beisammenstanden. Wenn man aus Richtung

8) Im Gespräch mit uns modifizierte Iwan Meyer diese Aussage sowie den Tenor der Festschrift als Ganzes: er habe im Sinne der Gemeinde bewußt darauf verzichtet, aktenkundige Vorfälle aus der (damaligen) neueren und neuesten Zeit in der Festschrift zu erwähnen, die auch nur im Geringsten antisemitischen Charakter hatten; z.B. habe es um 1923 eine Gemeindeverordnung über die Belüftung der Synagoge gegeben, die man hätte antisemitisch auslegen können.

Allmannsweier ins Dorf kam, standen in der kleinen Straße, die auf die Hauptstraße führte, links drei zweistöckige Häuser nebeneinander, in denen ausschließlich Juden wohnten. Gegenüber, auf der rechten Straßenseite, war die evangelische Pfarrei und Kirche. Auf der ganzen Länge der Hauptstraße standen, auf beiden Straßenseiten, mehrere Judenhäuser, etwas auseinandergezogen. Hier wohnten unter anderem die Viehhändler Isaak Frank, Emanuel Baum und Julius Baum, der jüdische Lehrer Nathan Schleicher und am Ende der Hauptstraße, nahe der Ortsgrenze, der Kaufmann Hermann Moch.

In der Hauptstraße befand sich auch die sogenannte Judenwirtschaft ‚Zum Strauß', meist ‚Duvedles' genannt, mit koscherer Metzgerei, einem großen Saal im Obergeschoß und Fremdenzimmern. Der Name ‚Duvedles' war eine Art Verjiddischung des Namens des Inhabers David Frank. Neben der Judenwirtschaft, d.h. auf ihrer Ostseite, führte eine kleine Gasse von der Hauptstraße ab nach Süden, in der ausschließlich Juden wohnten: an der Ecke zur Hauptstraße der alte Judenbäcker Moses Moch, dessen 100. Geburtstag die Gemeinde 1903 feiert, und sein Sohn, der Viehhändler Heinrich Moch. Der Rundgang durch den Ort führt von der Hauptstraße durch die Schmidtenstraße zum Rathaus. In der ‚Schmidtgaß' standen mehrere Judenhäuser dicht beisammen, rechts und links der Synagoge sowie gegenüber: darunter das Haus des Mehlhändlers Markus Wertheimer und das des Judenmetzgers Jakob Meyer. Beim Rathaus der politischen Gemeinde befindet sich das Geburtshaus von Dr. Ludwig Frank, dem sozialdemokratischen Land- und Reichstagsabgeordneten (1905 Landtag Karlsruhe; seit 1907 Reichstag) und berühmtesten Mitglied der jüdischen Gemeinde. Am Haus ist heute eine Gedenktafel angebracht. Im gleichen Haus lebte die Familie des Tuchhändlers Karl Baum. Zwei Häuser weiter, in der Oberaugasse, wohnte ebenfalls eine jüdische Familie.

In der Löwengasse, welche vom Rathaus zur Hauptstraße zurückführt, standen drei weitere jüdische Häuser nebeneinander. Dort befand sich auch das Gemeindehaus, die frühere israelitische Volksschule, daneben das Frauenbad. Im Gemeindehaus wohnte der ärmste jüdische Einwohner, Abraham Moch IV, in Miete.

Etwa die Hälfte der jüdischen Familien hatte zumindest nach einer Seite ihres Wohnsitzes jüdische Nachbarn, ein halbes Dutzend davon nach beiden Seiten. Nur zwei Judenhäuser standen etwas abgesondert von den übrigen. Die meisten jüdischen Familien waren Eigentümer ihrer Häuser und der dazugehörigen Grundstücke, Gärten, Wiesen, Höfe und Wirtschaftsgebäude.[9] Zum Teil hatten die Juden auch außerhalb der Ortschaft Landbesitz: Äcker und Wiesen. Nur drei Familien bzw. Einzelpersonen wohnten in Miete, so die Familie des nicht aus Nonnenweier stammenden Oberlehrers Nathan Schleicher und der von der Armenfürsorge lebende Abraham Moch IV.

Die Ansiedlung der Juden im *Ortskern* ist geschichtlich verständlich: waren doch die im 18. Jahrhundert eingewanderten elsässischen Juden beim Wiederaufbau der damals völlig verwüsteten Ortschaft dabei. Dagegen war seit Mitte des 19. Jahrhunderts die jüdische Bevölkerungszahl rückläufig, so daß in der sich ausdehnenden Ortschaft kaum Judenhäuser zu finden sind.

WIRTSCHAFTLICHES UND SOZIALES LEBEN DER JÜDISCHEN GEMEINDE

AUS JÜDISCHER SICHT

Familienstruktur

Sofern die räumlichen Verhältnisse und die beruflichen Gegebenheiten es zuließen, lebten drei Generationen der Familie unter einem Dach: die Großeltern bzw. der überlebende Großelternteil, die Eltern und deren Kinder, und gelegentlich alleinstehende Anverwandte, z.B. ein „verwitweter Onkel, den mein Vater zu sich ins Haus nahm, als er wegen Krankheit nicht mehr allein wohnen konnte".

9) Siehe die anhand des Feuerversicherungsbuches vom 30.8.1921 erstellte Liste im Anhang.

Sprache

Im allgemeinen sprachen die südwestdeutschen Juden den Dialekt der jeweiligen Gegend, in den sie jüdische Ausdrücke einflochten. So war es auch in Nonnenweier: Die Juden sprachen Badisch, vermischt mit einzelnen jüdischen Worten, z.B. Namen, wie oben ‚Duvedles', oder in der Handelssprache. In einer jüdischen Familie galt die Regel: „keine Ausdrücke benutzen in Gegenwart Dritter, welche diese nicht verstehen". Die nichtjüdische Bevölkerung von Nonnenweier kannte jedoch viele jüdische Ausdrücke, ja zum Teil wurden diese von Nichtjuden mehr verwendet als von den Juden selbst. Eine Anekdote:

> „Wir hatten bereits früh ein Telephon im Haus. Als Kind hatte ich mir das Bein vertreten und mußte im Wohnzimmer auf dem Sofa liegen. Eine christliche Nachbarin, die zum Telephonieren kam und mich daliegen sah, meinte: ‚Maidle, bisch utzel?', d.h. faul."

Viele jüdische Ausdrücke sind in die deutsche Sprache eingegangen. Das Wort ‚meschugge', verrückt, wurde viel benutzt, ‚betucht', reich, ist jüdischen Ursprungs, ebenso ‚mechulle', bankrott. Beim Handel wurden jüdische Zahlen verwendet, auch von Nichtjuden.

Schulzeit

Es gab in Nonnenweier seit 1876 keine israelitische Schule mehr. Die jüdischen Kinder besuchten zunächst zum Teil den evangelischen Kindergarten und anschließend die gemischt-religiöse *Volksschule*.Vor dem 1. Weltkrieg waren schätzungsweise noch zehn bis 20 jüdische Kinder in der Volksschule. In den unteren Klassen unterrichtete Lehrer Nathan Schleicher, bis er 1922 infolge des Abbaugesetzes in den einstweiligen Ruhestand versetzt wurde (Meyer: 1927,27).
Die Beziehungen zwischen allen Kindern, christlichen und jüdischen, waren „ganz normal". Auch außerhalb der Schule spielten Kinder beider Konfessionen zusammen:

> „Zu mir ins Elternhaus kamen jeden Tag mehr christliche als jüdische Kinder." – „Ich hatte jüdische und christliche Schulfreundinnen, mit denen ich viel zusammen war, auch außerhalb der Schule."

Versteckspiele und Soldatenspiele waren üblich. Außer an *Purim*, dem Losfest, und an *Chanukkah*, dem Lichterfest (siehe weiter unten), hatten die jüdischen Kinder keine besonderen Spiele.

Viele jüdische Kinder gingen im Anschluß an die Volksschule nach Lahr ins gemischt-religiöse *Gymnasium* oder besuchten dort eine berufsbezogene Schule, z.B. die Frauenarbeitsschule. Bauernkinder besuchten dagegen kaum das Gymnasium. Die wenigen Christenkinder, die im gleichen Zeitraum eine höhere Schulbildung genossen, stammten nicht aus bäuerlichen Familien.[10]

Der Schulweg war sehr mühsam, vor allem bei schlechtem Wetter. Jeden Morgen, im Sommer wie im Winter, mußten die Kinder um 5 Uhr aufstehen. Die Familie war noch nicht auf. Von Haus zu Haus sammelten sie sich. Zu Fuß ging das Trüppchen nach dem eine halbe Stunde entfernten Allmannsweier, im Winter mit Laternen. Von dort aus fuhren sie mit der ‚Bimmelbahn' nach Lahr, wo sie um 7 Uhr ankamen. Im Gymnasium gab es ein Zimmer für die Auswärtigen, wo sie sich bis zum Beginn des Unterrichts aufhalten konnten.

Die meisten jüdischen Kinder machten den Schulweg auch am Freitagabend und am Samstag mit der Bahn. Nur einige wenige Schüler aus sehr frommen Familien blieben am Freitagabend in Lahr und gingen am Sabbat nach der Schule zu Fuß nach Nonnenweier zurück.

Religionsunterricht für die jüdischen Schüler gab der Kantor und Hauptlehrer Nathan Schleicher, auch für die Realschüler und Gymnasiasten, bis ein Religionslehrer in Lahr, dessen Stellung aus Mangel an Schülern gefährdet war, die Nonnenweierer Judenkinder für sich beanspruchte. Solange Lehrer Schleicher noch in der Volksschule unterrichtete, konnte er für den Religionsunterricht ein

10) Es wurden keine systematischen Auswertungen aller Schulabgänge im Untersuchungszeitraum 1900–1933 gemacht. Die Klasse der 1901 Geborenen zählte ca. 40 Schüler: 35 Christenkinder und 5 Judenkinder. Keines der 35 Christenkinder ging aufs Gymnasium, dagegen zwei von fünf Judenkindern. Zu diesen kam einige Jahre später ein christlicher Junge in die Klasse, der aus Freiburg nach Nonnenweier zugezogen war.

Klassenzimmer benutzen. Nach seiner Pensionierung als Schullehrer im Jahre 1922 fand der Unterricht in seiner Wohnung statt.

Im Religionsunterricht lernten die jüdischen Kinder biblische Geschichte, hebräisch lesen und übersetzen; geschrieben wurde wenig. Mit der Zeit war Lehrer Schleicher jedoch „schon sehr alt" und „verstand es nicht mehr, den Kindern die Religion nahezubringen", so daß diese für ihre religiöse Erziehung letztlich auf die Familie angewiesen waren.

Für die heranwachsende Jugend veranstaltete die jüdische Gemeinde auch gelegentlich *Tanzstunden* im Saal der Judenwirtschaft.

Nach dem 1. Weltkrieg gab es kaum noch jüdische Kinder in Nonnenweier. In der Volksschule, beim Spiel, auf dem Weg nach Lahr hatten die jüdischen Kinder fast ausschließlich christliche Kameraden. Sie waren vermehrt Anfeindungen ausgesetzt und gerieten leicht in die Isolation:

> „Ich war während meiner ganzen Schulzeit die einzige Jüdin meines Jahrgangs, und es war nicht immer schön. Zwar hatte ich christliche Schulkameradinnen, doch habe ich einmal auf dem Weg nach Lahr eine Enttäuschung erlebt. Danach hatte ich das Vertrauen verloren, und es fiel mir sehr schwer, mich nochmals an jemanden anzuschließen."

WIRTSCHAFTLICHES LEBEN: Berufe

Die Juden waren zum großen Teil Viehhändler, oder sie waren sonst in Handel und Gewerbe tätig:

> „Im Mai 1927 waren von den Juden in Nonnenweier elf Viehhändler, sieben Kaufleute, ein Metzger, drei Inhaber von Kolonialwarengeschäften, ein Mehl- und Getreidegroßhändler, ein Gastwirt (Wirtschaft zum Strauß), ein Oberlehrer und neun Privatpersonen."
> (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 216; Meyer: 1927, 31)

Diese Aufzählung läßt sich weiter aufschlüsseln[11]: so waren die

11) Vgl. Akten ‚Nonnenweier' der Archivverwaltung Stuttgart. Die Angaben betreffen die 1933 ortsansässigen Juden.

Viehhändler zum Teil Besitzer von Stallungen, in denen sie Vieh auf Vorrat hielten; es waren aber auch Klein-Viehhändler darunter (Ziegen und Kälber) und reine Vermittler von Viehhandelsgeschäften; die Kaufleute waren zum Teil Kleinhändler, Handelsleute, Hausierer; die Privatpersonen waren Altenteiler, Witwen und alleinstehende Frauen.

Die meisten Juden in Nonnenweier waren selbständig tätig oder arbeiteten im familieneigenen Betrieb mit: die Söhne im Beruf und Geschäft des Vaters oder Großvaters, die Töchter halfen bis zur Heirat evtl. im Verkauf oder machten die Buchhaltung. Voraussetzung war jedoch, daß der elterliche Betrieb ihnen ein Auskommen bot.

Berufsausübung: Die Händler

Zusätzlich zu den Geschäften innerhalb Nonnenweiers mußten alle Händler täglich hinaus aufs Land, um Kunden zu besuchen, Bestellungen aufzunehmen und die bestellte Ware zu liefern. An Werktagen kamen die Händler meist erst gegen Abend wieder nach Hause.

Der *Händler in Ölen und Fetten* nahm Huffette, Wagenschmiere usw. in Behältnissen mit und fuhr mit der Kutsche hinaus.
Der *Händler in Manufaktur- und Ausstattungswaren* belieferte Unteroffiziere der Garnison Straßburg und Familien zwischen Kehl und den Dörfern bis nach Lahr. Täglich fuhr er mit der Kleinbahn in einen dieser Orte zur Aufnahme der Bestellungen und Auslieferung der Ware.
Der *Viehhändler* fuhr auf die Dörfer zu den Bauern, um Vieh zu kaufen und zu verkaufen.

> „Damals war der Viehhandel sehr notwendig, jeder Arbeiter hatte ja seine Kuh im Stall, jeder Metzger hatte bei seinem Laden ein Schlachthaus."

An Markttagen fuhr der Viehhändler nach Freiburg zum Viehmarkt. Zum Haus gehörten Stallungen, ein großer Hof und ein Garten. Es war immer Vieh im Stall.

„Der Vater stand alle Morgen früh auf. Das Vieh wurde gefüttert, gemolken, an den Brunnen geführt. Aus der Milch wurde frischer Käse gemacht. Im Garten hatte der Vater Gras und Kartoffeln gepflanzt für das Vieh."

Der *Mehl- und Getreidehändler* belieferte Bäcker und Privathaushalte mit Mehl, Mühlen mit Getreide (z.B. die einer christlichen Familie gehörenden Mühlen in Nonnenweier und Hugsweier), Bauerngenossenschaften mit Futtermitteln. Die Privatleute kamen zum Haus, bei dem sich ein Lager befand und kauften kiloweise das Mehl. Dieser Einzelhandel wurde von der Frau und den Töchtern erledigt. Für die schweren Arbeiten, das Schleppen von Säkken usw., war ein Arbeiter da. Die Bauern haben in der Regel nicht sofort bezahlt. Sie kauften das Jahr über auf Kredit und warteten zum Bezahlen das ‚Tabakgeld' ab. Wenn der Tabak verkauft wurde, „mußte man dem Geld nachspringen". Bei anderen Bauern mußte man auf die Bezahlung warten, bis sie Vieh verkauft hatten. Die meisten Geschäfte wurden auf dieser Basis abgewickelt.

Wirtschaftliche Verhältnisse und soziale Schichtung

Die Juden lebten zum großen Teil in bescheidenen Verhältnissen. Zwar gab es in Nonnenweier einige Familien, die als reich galten, so die Familie des Mehl- und Getreidehändlers Wertheimer, die als erste im Dorf ein Automobil besaß, und die Familie des Viehhändlers Frank. Doch lebten auch diese Familien größtenteils ohne Aufwand und hielten ihre Kinder zu Fleiß und Bescheidenheit an. Andere Familien, die nicht zu den ‚Reichen' gerechnet wurden, lebten dennoch in guten Verhältnissen:

„Mein Vater konnte sich unser Wohnhaus für 5 bis 6 tausend Mark kaufen, mich studieren lassen, und hatte für 20tausend Mark Kriegsanleihen gezeichnet, die er bei Kriegsende vollständig verlor, so daß er dann wieder neu anfangen mußte."

Es gab auch sozial Bedürftige, alte oder kranke Menschen, die sich nicht selbst ernähren konnten. Diese wurden direkt von privater Seite, aus der Gemeindekasse oder durch die *Chewre*, den Wohltätigkeitsverein, unterstützt. Es gab eine Männerchewre und eine

Frauenchewre[12], die aus Spenden beim Gottesdienst finanziert wurden.

Bei der Unterstützung der Armen wurde auf große Diskretion geachtet. Man war darauf bedacht, den Bedürftigen nicht in seinem Ehrgefühl zu verletzen durch „unbewußte schimpfliche Gönnerhaftigkeit" (Mauss: 1975, 123).

Die Wohltätigkeit von privater Seite konnte sich auch auf Nichtjuden ausdehnen, insoweit diese gewillt waren, Hilfe anzunehmen. Besonders die ‚frommen'[13] Juden befolgten die caritativen Gebote der jüdischen Religion. Über Samuel Frank[14], den Vater von Ludwig Frank, wird berichtet, er habe mancher armen Bäuerin „unentgeltlich eine Kuh in den Stall gestellt", mit der einzigen Auflage, diese müsse etwas mehr wiegen, wenn er sie nach einem Jahr wieder abholen würde, um sie zu verkaufen.[15] Die Christenfrau hatte die Milch und konnte die Kuh als Zugtier benutzen. Auch der Jude hatte seinen ökonomischen Vorteil aus der Sache; dies hatte jedoch auch die Wirkung, die Bäuerin diskret aus ihrer Dankbarkeit gegenüber dem Wohltäter zu entlassen.

Soziales Ansehen

„Selbstverständlich waren manche Berufe angesehener als andere." So gab es bei den Viehhändlern reichere, die selbst Vieh kauften und verkauften und unter Vorrat im Stall hielten. Deren Prestige

12) Wenn beim Gottesdienst am Sabbat die Thora ausgehoben wird, werden die Gemeindemitglieder abwechselnd zur Thora aufgerufen. Dies ist eine Ehre. Die aufgerufenen Mitglieder lassen dann einen Segen halten für die Familie und die Gemeinde. Bei dieser Gelegenheit wird auch geschnodert, also gespendet, und der Aufgerufene kann bestimmen, welcher Organisation die Spenden zugewendet werden sollen: z.B. der Chewre. Es ist allerdings nicht sicher, ob die Frauenchewre gut funktioniert hat.

13) Vgl. später den Abschnitt über Religionsausübung.

14) „Beide Eltern von Samuel Frank waren Nachfahren von Rabbinern." (Kattermann: 1976, 40).

15) (Kattermann 1976, 40) Eine gute Beschreibung der Bedeutung dieser Einrichtung jüdischer Hilfsbereitschaft findet sich bei Cahnman (1974, 124).

war natürlich höher als das der ärmeren Juden, die nur Verkäufer und Käufer von Vieh unter den Bauern ausfindig machten und die Adresse den reicheren Händlern vermittelten. Wohlhabenheit allein war jedoch nicht mit sozialem Ansehen gleichbedeutend. Sie mußte in den Augen der Umwelt mit Bescheidenheit, Fleiß und anderen Tugenden gepaart sein. Wer „riches machte"[16], indem er seinee Wohlhabenheit prahlerisch zur Schau trug, mußte mit der Mißbilligung der Umwelt rechnen. Dementsprechend wurde „viel darauf geachtet, was man sagt", wie die anderen Dorfbewohner das eigene Verhalten interpretieren könnten, und man richtete sich danach. Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft wurde „keine Tätigkeit gering geachtet. Gesehen und anerkannt wurde immer die Leistung des einzelnen, völlig unabhängig davon, in welchem Beruf jemand tätig war".

„Gegenüber der Kirche wohnte eine Familie Metzger, drei Brüder und eine Schwester. Der eine Bruder wurde Oberkantor an der Synagoge Kronenstrasse in Karlsruhe. Ein zweiter wurde Buchhalter in Straßburg. Ein dritter blieb bei seiner Schwester in Nonnenweier, verkaufte Mineralöle und Schmierfette, war außerdem ein Schochet, ein Ritualschlachter für Ziegen. Dazu war er an Feiertagen ein Vorbeter in der Synagoge, hauptsächlich für die Haftharah (Thoraabschnitt). Alle Geschwister Metzger waren bei uns gleich angesehen."

Suche nach neuen Existenzmöglichkeiten

Die Existenzmöglichkeiten der Juden in Nonnenweier waren von jeher sehr beschränkt. Der Handel war nicht beliebig ausdehnbar. Tabak- und Hopfenanbau befanden sich ausschließlich in der Hand der Christen. Landbesitz konnten die Juden zu Beginn des Jahrhunderts nicht mehr erwerben, da niemand mehr Land zum Kauf anbot. Auch bestand von jüdischer Seite kein Interesse mehr, Land zu kaufen. Bei jeder wirtschaftlichen Krise wurden die Familien in ärmliche Verhältnisse zurückgeworfen. Aufgrund der in Krisenzeiten chronisch aufkommenden Hetze wurde ihre soziale Existenz ständig erneut in Frage gestellt. Seit der völligen bürgerlichen Gleichstellung der Juden in Baden im Jahre 1862 und der damit

16) Der deutsch-jüdische Ausdruck „riches machen" bedeutet „Antisemitismus hervorrufen".

verbundenen Gewerbefreiheit und Freizügigkeit (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 17) waren auch die jungen Nonnenweierer Juden sukzessive aus ihrem Heimatort in die Städte oder ins Ausland abgewandert, auf der Suche nach einer besseren wirtschaftlichen und sozialen Stellung. Zum großen Teil hatten sie bereits ihre Ausbildung auswärts genossen und strebten nun in andere Berufe hinein: teils in akademische Berufe, teils in finanziell einträglichere kaufmännische Berufe. Die Berufsausübung führte sie meist endgültig fort von Nonnenweier.

> „Die Zahl der Akademiker, die aus der jüdischen Gemeinde Nonnenweier hervorgegangen sind, ist bemerkenswert. Es waren Juristen: Dr. Ludwig Frank, Dr. Daniel Meyer, Dr. Hugo Schleicher, Dr. Berthold Moch und Dr. Iwan Meyer; Ärzte: Dr. Josef Wertheimer, Dr. Josef Meyer (Medizinalrat) und Dr. Kaufmann; Gymnasialprofessoren: Dr. Jenny Dreyfuß, Dr. Simon Bloch und Baruch Frank. Hinzu kamen der Gutsverwalter Alexander Moch, der Apotheker Max Metzger, die Dentistin Thea Höchster sowie die Lehrer und Kantoren Simon Metzger, Hermann Piccard, Heinrich Moch, Isaac Baum, Berthold Frank und Meyer Moch."[17]

Kaufmännische Berufe

In einer Nonnenweierer Familie wurden Brüder und Vettern der gleichen Generation (ca. 1875–1900 geboren) Lederwarengroßhändler in Offenburg, Kaufhausbesitzer in Zwiesel/Niederbayern, Schuhfabrikant in Pirmasens, Variététheater-Besitzer in Frankfurt. War einer draußen untergekommen und sah eine Existenzmöglichkeit für weitere Verwandte oder Freunde, so zog er diese nach:

17) (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 216.) Der Gutsverwalter Alexander Moch hatte einen bemerkenswerten Lebensweg: um 1893 geboren, kam er auf die Gartenbauschule in Ahlem bei Hannover, später auf die landwirtschaftliche Hochschule in Geisenheim. Er wurde Leiter des Gutes Markenhof bei Kirchzarten, danach Leiter eines Ausbildungsgutes von Schocken bei Berlin und danach eines ganz großen Gutes in Norddeutschland. Er bildete Chalutzim für Palästina aus und gehörte zu einer Kommission von drei Männern, die in Südamerika Siedlungsmöglichkeiten für Juden ausfindig machen sollte. Die Nazis unterstützten ihn bei seiner Ausbildungsarbeit. Nach seiner Auswanderung leitete er ein Gut in Kenya.

„Ein Bruder des Markus Wertheimer kam als Schiffsarzt nach Spanien, hat sich dort angesiedelt und kam öfters zurück nach Nonnenweier. Er hat einen Bruder auf die Möglichkeit des Bijouterie-Geschäftes in Spanien aufmerksam gemacht, und dieser Bruder hat seinerseits den Bruder der Professorin Jenny Dreifuss nach Spanien gebracht und dort ein großes Bijouterie-Geschäft aufgemacht. Die Ware kam aus Pforzheim."

ORGANISATION DER JÜDISCHEN GEMEINDE

Der Gemeindevorsteher und die Synagogenräte wurden von allen männlichen Mitgliedern der Gemeinde in geheimer Abstimmung gewählt. In Nonnenweier blieb der Parness, der Gemeindevorsteher, gewöhnlich bis zu seinem Ableben im Amt. Während der Jahre 1881–1917 wurden auch die Synagogenräte nicht in regelmässigen Abständen neu gewählt. Wahrscheinlich war die Gemeinde damals zu klein, um über eine genügend große Zahl fähiger und geeigneter Männer zu verfügen.

Das Amt des Vorstehers hatte während mehrerer Jahrzehnte (1877–1920) Meyer Dreifuß inne. Bei der Wahl des Vorstehers 1877 kam es zu einem Wettbewerb zwischen einem orthodoxen und einem liberalen Kandidaten, die versuchten, die Gemeindemitglieder für sich zu gewinnen.[18] Die beiden Parteien trieben heftige Propaganda gegeneinander. Meyer Dreifuß soll schließlich die Wahl mit einer Stimme Mehrheit gewonnen haben.

Dreifuß hat sich dann sehr um die Gemeinde verdient gemacht. Während seiner Amtszeit wurde der Friedhof angelegt und der Leichenwagen angeschafft. In den letzten Jahren vor dem Ableben von Meyer Dreifuß versah Emanuel Baum die Vorstandsgeschäfte. 1921 wurde ihm das Amt offiziell übertragen. Sein Rücktritt 1924 wurde von der Gemeinde sehr bedauert. Sein Nachfolger wurde Hermann Moch, dem nach seinem Tode (1934) Markus Wertheimer folgte.

Der Gemeindevorsteher wurde nicht unbedingt unter den soge-

18) Die sonst innerhalb der jüdischen Dorfgemeinde nicht übliche Unterscheidung zwischen ‚liberalen' und ‚orthodoxen' Juden wurde von Dr. Iwan Meyer im Gespräch mit uns verwendet.

nannten Reichen gewählt, wenn dies auch teilweise der Fall war. Alle Parnessim lebten jedoch zumindest in bescheidenem Wohlstand. Der wirtschaftliche Hintergrund war aber nicht allein ausschlaggebend für die Wahl zum Parness. Das persönliche Ansehen, der gute Namen, spielte eine ebenso große Rolle. Kriterien bei der Wahl des Vorstandes waren auch charakterliche Eigenschaften und persönliche Fähigkeiten, wie Gewissenhaftigkeit, ein ausgleichendes und versöhnendes Wesen, Interesse an der Gemeinde, Klugheit, Beschlagenheit im Schreiben. Diese Auswahlgesichtspunkte standen mit den an den Gemeindevorsteher gestellten Aufgaben in engem Zusammenhang.

Die Aufgaben des Parness umfaßten alles, was diese Art von Bürgermeister der jüdischen Gemeinde innerhalb der Gemeinde selbst und in den Beziehungen zur politischen Gemeinde und Regierung zu erledigen hatten, dazu die religiösen Aufgaben in der Synagoge. Er

- stand den Gemeindesitzungen vor;
- verwahrte das im Gottesdienst gespendete Geld und sorgte für dessen Verteilung, z.B. an die Armen;
- stand den Mitgliedern der Gemeinde mit Rat und Tat zur Verfügung, half ihnen z.B. in administrativen Angelegenheiten, bei Schreiben von Briefen an Behörden usw.

Die *Gemeindeversammlungen* fanden jeden Sonntag morgen im jüdischen Gemeindehaus statt, welches sich neben der Wirtschaft „Löwen" im Hinterhaus befand. Früher diente dieses Gebäude auch als israelitische Volksschule. Während der Gemeindeversammlungen, an denen alle jüdischen Männer teilnahmen, wurden sämtliche Belange der Gemeinde besprochen, insbesondere das Gemeindebudget. Bei den Versammlungen ging es sehr diskret zu. Die Abstimmungen waren geheim. Alles, was besprochen wurde, blieb unter den Männern. Besonders unter den Wohlfahrtsfällen sollte sich niemand blamiert fühlen.

Aus der *Gemeindekasse* wurden bezahlt:

- Abgaben an den Staat,
- das Gehalt des Kantors und Religionslehrers,
- Unterstützung an die Bedürftigen (Almosenkasse),

– die Unterhaltung der Gebäude (Synagoge, Gemeindehaus, Frauenbad) sowie des Friedhofs.

Die Gemeinde bezog ihre Einnahmen
– aus Zahlungen der Mitglieder bei bestimmten Anlässen, z.B. bei Heirat, und
– aus Spenden beim Gottesdienst.

Über die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde wurde ein Kassenbuch geführt.

Der *Schammes*, der Gemeindediener, war gewissermaßen das ausführende Organ des Gemeindevorstands. Dieses Amt wurde während 55 Jahren, d.h. von 1877–1922, von Leopold Meyer, genannt „Leyb", versehen. Ihm folgte 1922 Meyer Meyer.[19]

Der Schammes war ein wichtiges und angesehenes Mitglied der Gemeinde. Er sorgte für die Reinhaltung der Synagoge, für Ruhe und Ordnung während des Gottesdienstes. Er verteilte nach Anweisung des Parness die Aufrufe-Täfelchen an die Leute, die zur Thoravorlesung aufgerufen wurden, und kassierte am Sonntag die geschnoderten (gespendeten) Beträge. Er verteilte anstelle des Parness die Armengelder. Er sorgte für alle technischen Einzelheiten bei Beerdigungen. An den besonderen Bet- und Bußtagen, an denen die Gemeindemitglieder mitten in der Nacht, noch vor Sonnenaufgang, zum Gebet gerufen wurden, ging der Schammes von Haus zu Haus und weckte die Männer.

JUDEN UND CHRISTEN

Selbstverständlich hatten sowohl Juden mit anderen Juden, als auch Juden und Christen ständig miteinander zu tun. Das Zusammenleben von Juden und Christen wird als „ein ausgezeichnetes" beschrieben, oder es wird Goethe[20] zitiert: es sei gewesen „wie mit der Liebe und der Ehe", die Liebe sei „ideal", die Ehe „real".

19) Eine Liste der Gemeindeangestellten findet sich bei Iwan Meyer (1927, 30).

20) Der von einer Gewährsperson als das Deutschtum par excellence verkörpernd angesehen wird.

Es wird keineswegs versucht, das Zusammenleben als ein immer besonders harmonisches darzustellen, es zu ‚idyllisieren'. Zu bemerken ist, daß die drei heute im Elsaß lebenden Gewährspersonen, alles Frauen, ein bedeutend negativeres Bild vom Zusammenleben mit den Christen abgeben, als die beiden nach Israel und den USA emigrierten männlichen Gewährspersonen. Hier spielt einerseits eine Rolle, daß erstere durch die antisemitischen Ausschreitungen nach 1918 und den Nationalsozialismus persönlich in schmerzhafteste Mitleidenschaft gezogen worden, während letztere rechtzeitig ausgewandert waren. Andererseits mag die räumliche Nähe des neuen Wohnortes im Elsaß dazu beigetragen haben, daß man weniger gut vergessen konnte. Man ist mehr exiliert als emigriert und hat die Lebensart und Sprache der einstigen Heimat beibehalten können, von der man nur eine halbe Fahrstunde entfernt wohnt und doch durch einen unüberbrückbaren Graben getrennt ist. Anders bei den nach Israel und den USA emigrierten Gewährspersonen, die sich in jeder Hinsicht eine neue Existenz in einer völlig anderen Welt aufbauen mußten: für sie ist Nonnenweier bewältigte Vergangenheit.

Die Nonnenweierer Juden haben sich nicht als Angehörige einer von der christlichen Umwelt verschiedenen Gesamtgruppe betrachtet oder gar als ‚Fremde'. Man lebte innerhalb der selben ‚Dorfgemeinschaft' zusammen und fühlte sich dieser zugehörig, vor allem was die älteren Generationen (die 1850 bis 1900 Geborenen) anbelangte, die noch vornehmlich ortsansässig geblieben waren. Aber auch für die jüngere Generation (die nach 1900 Geborenen, d.h. die Gewährsleute), war und blieb Nonnenweier die ‚Heimat', der sie sich „verbunden" fühlten und in die sie „so oft wie möglich" zurückkehrten, wenn sie das Dorf verlassen hatten. Dieses Heimatgefühl der Abgewanderten betraf nicht nur die Familie und die jüdische Gemeinde, die Erinnerung an die bäuerliche Umwelt gehört ebenso mit dazu.[21]

Die Juden haben „keinen Unterschied gemacht", weder in Wort

21) Vgl. hierzu einen Brief von Ludwig Frank an Hedwig Wachenheim vom 12. April 1914, zitiert nach Kattermann (1976, 40).

noch in Tat, „in der Behandlung der gojim" und der Angehörigen der eigenen Glaubensgemeinschaft. Die Christen, das waren Individuen oder Familien, mit denen man in persönlicher Beziehung stand und täglichen Umgang hatte. Wenn man über eine christliche Familie sprach, hat man deren Familiennamen verwendet: z.B. „s'Sieferts".

Natürlich war man sich der *Andersartigkeit in zweifacher Hinsicht* bewußt: man hatte eine andere Religion und gehörte fast ausschließlich einer anderen Berufsgruppe an als die christlichen Einwohner. Besonders in den ‚frommen' Familien, in denen man an der eigenen religiösen Überzeugung und den dadurch bedingten Lebensgewohnheiten festhielt, war man sich dessen bewußt, daß hier eine Trennung der Welten bestand. Man versuchte nicht, diese durch Anpassung auszugleichen, sondern bemühte sich um eine Koexistenz in der Andersartigkeit, indem man seine christlichen Freunde und Bekannten an den eigenen religiösen Bräuchen teilhaben ließ: Verständnis für die Andersartigkeit durch kulturell-sozialen Kontakt.

Die ‚liberalen' Familien hatten sich dagegen weitgehend an die christliche Lebensart angepaßt. Man versuchte, den Unterschied aufgrund der Religionszugehörigkeit schwinden zu machen. Blieb die Zugehörigkeit zu einem anderen Berufszweig, dem Handel. Dieser wurde von den jüdischen Einwohnern als „sehr notwendig" angesehen; man erfüllte eine wichtige wirtschaftliche Funktion, die derjenigen der Bauern komplementär war. Man sah sich in wirtschaftlicher Interdependenz.

Die religionsbedingte und berufliche Andersartigkeit der Juden war jedoch normalerweise nicht eine Quelle ständiger Anfeindungen von seiten der Christen. Die Kluft zwischen den Nonnenweierer Protestanten[22] und den Katholiken in einem Nachbardorf war „weit größer" und „führte laufend zu Schlägereien".Wenn z.B.

22) In Nonnenweier war die Mehrheit der Einwohner protestantisch, es bestand nur eine ganz kleine katholische Minderheit. In einem Nachbardorf und in anderen nahegelegenenen Gemeinden war der katholische Bevölkerungsanteil wesentlich höher.

„ein katholischer Bursche" aus dem Nachbardorf „versuchte, mit einem Mädchen aus Nonnenweier ‚anzubändeln', wurde er von den Nonnenweierer Burschen verprügelt".[23] Eine kleine Gruppe junger Männer in Nonnenweier hat sich „mit den Katholiken angelegt"; ein jüdischer Einwohner nannte sie die *‚klaufim'*[24], die Hunde. „Bleib weg von diesen ‚klaufim', pflegte er zu seinem Sohn zu sagen. Diese haben immer ‚Händel' gehabt, „auch unter sich". Mit den jüdischen Einwohnern hatten sie nicht mehr und nicht weniger Streit als untereinander, hatten zum Teil freundschaftliche Beziehungen zu jüdischen Einwohnern, die allerdings den weitgehend angepaßten, „nicht so koscheren" Familien angehörten.

„Es gab nichts zwischen Juden und Christen." Allenfalls kam es hie und da vor, daß ein Christ, wenn er einen Juden beschimpfen wollte, ihn ‚Judenstinker' nannte. Dann hat man zurückgerufen: „Un Du bisch e Chrischtestinker". Wenn „die gojim zum Militär gingen", haben sie sich Mut angetrunken und zogen singend durchs Dorf: „Alle Jude stinke, alle Jude stinke, nur die schöne Bella nicht..."[25], war eines ihrer beliebten Lieder. Man hat dem weiter keine tiefgreifende Bedeutung beigemessen, hat es als ‚Spaß' angesehen. Man hat nicht das Verhalten der Christen ständig daraufhin absondiert, ob es etwa antijüdisch sein könnte. Man kannte jeden seiner Mitmenschen, ob Jude oder Christ, und wußte, woran man mit jedem einzelnen war.

Es gab einige jüdische Familien, die bei Juden wie Christen wenig beliebt waren. Diese Familien waren eventuell vermehrt Anfeindungen von seiten der Nichtjuden ausgesetzt. Eine dieser Familien gehörte zu denen, deren Haus während der antisemitischen Ausschreitungen nach 1918 beschossen worden war. Möglicherweise haben die Täter für ihre Schießaktion gezielt bestimmte jüdische

23) Eheschließungen zwischen Angehörigen der beiden christlichen Religionsgemeinschaften wurden in Nonnenweier im allgemeinen auch von den Eltern nicht geduldet.

24) Jiddischer Ausdruck, Plural von kelef, Hund.

25) Die aus den USA mit einer Tochter nach Nonnenweier zurückgekehrte Frau lebte allein und erwies allem Anschein nach jungen Männern ihre Gunst.

Familien ausgewählt, die bei der Bevölkerung in geringem Ansehen standen, und konnten so mit einer Art stillem Einvernehmen der Dorfbewohner rechnen. Andere jüdische Familien scheinen dagegen aufgrund ihres hohen Ansehens mit einem Mantel der Immunität umgeben gewesen zu sein. Während ruhiger Zeiten, in denen nicht eine allgemeine antisemitische Strömung die wenigen dafür empfänglichen christlichen Einwohner mitriß, erinnert man sich „nicht an einen Fall, daß ein Jude in Nonnenweier von einem goy tätlich angegriffen wurde".

Konkrete Anknüpfungspunkte zwischen Juden und Christen ergaben sich zwischen den Kindern, durch den Beruf, im Alltag sowie bei besonderen Lebensereignissen und an bestimmten Festtagen. Jüdische und christliche Kinder waren in der gemischt-religiösen Schule und beim gemeinsamen Spiel auf selbstverständliche Weise zusammen. In der Schulzeit geschlossene Freundschaften dauerten oft ein Leben lang.[26] Handelspartner der jüdischen Händler war die landwirtschaftliche Bevölkerung. In den jüdischen Einzelhandelsgeschäften kauften sowohl Juden als auch Christen ein. Viele Christen gaben den jüdischen Händlern beim Einkaufen den Vorzug, denn diese waren bekannt für die Qualität ihrer Waren und für ihre günstigen Lieferbedingungen. Ein jüdischer Kaufmann hatte unter seinen Kunden einen Offizier der Garnison Straßburg, einen späteren Nationalsozialisten. Dieser bestellte, trotz tiefsitzender antisemitischer Einstellung, große Lieferungen für die Garnison bei dem jüdischen Händler, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß er besser als irgendwo sonst bedient wurde.

Sicher hat es auch jüdische Händler gegeben, die ‚beschissen' haben, vor allem unter den Viehhändlern. Wenn sie eine Kuh verkaufen wollten, haben sie diese vorher getränkt. Dann wog sie viel mehr als vorher. Der Preis richtete sich nach dem Gewicht. Dieser Trick „war bekannt", „es gab auch unreelle Bauern, die haben dasselbe gemacht".

Zwischen benachbarten oder durch andere Umstände miteinander

26) Frühere jüdische Einwohner sind noch heute in brieflichem Kontakt mit ihren christlichen Bekannten aus Nonnenweier.

näher bekannten Familien beider Religionen herrschte teilweise ein freundschaftliches Verhältnis, welches sich konkret darin äußerte, daß man beim anderen „ein und aus ging", Güter auslieh oder zur Verfügung stellte, Hilfe in Anspruch nahm, sich Rat holte. Eine komplementäre Spezialisierung der beiden Seiten zeichnet sich bei dieser Wechselbeziehung ab: jeder gab dem anderen das, was er aufgrund seiner wirtschaftlichen und sozialen Stellung zu geben hatte.

Jüdische Familien

- halfen ihren christlichen Nachbarn bei der Tabakernte und beim Hopfenzupfen, wenn in kurzer Zeit viele Helfer gebraucht wurden;
- stellten befreundeten Bauern Lagerraum zur Verfügung: „Bauern haben unsere Scheune zum Aufbewahren von landwirtschaftlichen Maschinen und den Raum über der Scheune unter dem Dach zum Aufhängen von Tabak benützt."
- gaben Rat in Dingen, in denen die Bauern weniger bewandert waren: „Wenn der Nachbar ein Problem hatte, kam er zum Vater und holte Rat." Auch in Herzensangelegenheiten wurde ein jüdischer Einwohner um Rat gefragt;
- verliehen Geld oder verbürgten sich: „Einmal kam morgens um halb sechs Uhr ein Bauer und wollte beim Vater Geld leihen. Vater hat keine Zinsen genommen." Der Bauer zahlte den geliehenen Betrag zurück und „zeigte sich in irgendeiner Form erkenntlich, hat einen Korb Äpfel gebracht oder eine Flasche Most". Ein andermal „verbürgte sich der Vater" für einen Christen.

Christliche Familien

- lieferten den Juden landwirtschaftliche Erzeugnisse;
- gaben Landprodukte: teils als freund-nachbarschaftliche Geste, teils als Gegengabe;
- halfen bei der Weiterverarbeitung von Landprodukten, beim „Keltern von Äpfeln, Einschneiden von Sauerkraut" usw.

Für gegenseitige Einladungen und Besuche hatten sowohl Juden wie Christen wenig Zeit. Kontakte außerhalb des Berufs und Alltags waren im großen und ganzen auf besondere Ereignisse im Lebenszyklus und an den Festtagen festgelegt:

- am Jom Kippur, dem Versöhnungsfest, wurden christliche Freunde und Bekannte in die Synagoge eingeladen;
- am Heiligen Abend wurden jüdische Kinder zu ihren christlichen Freunden in die Familie eingeladen und auch beschenkt. An Weihnachten waren sie dabei in der Kirche;
- an Pessach brachten die jüdischen Kinder den christlichen Bekannten ihrer Familie Mazzen, ungesäuerte Brote;
- an Ostern durften die Kinder bei ihren christlichen Kameraden in deren Garten Ostereier suchen;
- zur Bar Mitzwah kamen auch christliche Buben ins Haus und brachten Geschenke;
- bei Beerdigungen jüdischer Einwohner gingen meistens auch Christen im Leichenzug mit.

Im Zusammenleben von Juden und Christen zeichnen sich drei deutlich verschiedene Ebenen ab: die Ebene des *Miteinander*, der Integration: diese basiert auf *persönlichen zwischenmenschlichen Beziehungen* freundschaftlicher Natur und äußert sich konkret im Austausch von Gütern und Hilfeleistungen aller Art; die Ebene der *Komplementarität in den wirtschaftlichen Beziehungen*: Händler einerseits, Bauern andererseits; jüdischer Arbeitgeber und christlicher Arbeitnehmer; die Ebene der *Koexistenz zweier Religionsgemeinschaften*: kommt zum Ausdruck in der Trennung der beiden Gruppen, welche nur duch ritualisierte Öffnungen nach der anderen Seite durchbrochen wird.

In der Religionsausübung ist die „Trennung" der beiden Gruppen somit die Regel, das „Teilhaben" an den Praktiken der anderen Gruppe die Ausnahme, durch welche die Regel nur bestätigt wird: „Gerade die Durchbrechungen von Schranken beweisen ihr Vorhandensein" (Jeggle: 1969, 271). Vom „Miteinander" ist nicht die Allgemeinheit, d.h. alle Mitglieder der ländlichen Gemeinde betroffen: es handelte sich um Beziehungen zwischen einzelnen Individuen und Familien.

Die Komplementarität im Wirtschaftsleben wurde, wie später anhand der Aussagen der christlichen Gewährspersonen noch deutlicher wird, von beiden Seiten positiv bewertet. Juden und Nichtjuden hatten ihren Vorteil davon. Ihrer Tüchtigkeit im Handel und dem daraus resultierenden wirtschaftlichen Erfolg verdankten die

Juden ein Großteil ihres sozialen Ansehens in der Dorfgemeinde. An diesen, die dörfliche Gesamtgemeinde betreffenden Beziehungen setzte der rassische Antisemitismus an, indem er sie als einseitige Ausbeutung der einen Gruppe durch die andere brandmarkte. Er konnte dabei auf ein „beim Landvolk" latent vorhandenes Negativ-Stereotyp vom „ausbeuterischen jüdischen Händler" zurückgreifen. Die bestehenden engen zwischenmenschlichen Beziehungen wurden in die Isolation getrieben.

ANTISEMITISMUS UND ZIONISMUS

Für Zionismus[27] hat sich niemand in der Gemeinde interessiert. Man hielt sich an die Anschauungen des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens[28]. Zwar wurde auf privater Basis für ‚Israel' gespendet, das damals als Staat noch nicht bestand. Verschiedene Organisationen, Schulen, Waisenhäuser oder *Jeschiwah* (jüdische Lehranstalten) verschickten regelmäßig kleine Geschenke wie Kalender, Bilder usw. Diese wurden dann durch Spenden für ‚Israel' honoriert, die in „blauen Büchsen" gesammelt wurden.

Erst aufgrund des wiederauftauchenden Antisemitismus[29] und der daraus resultierenden Diskrimination der Juden fanden die Ziele des Zionismus Anhänger, vor allem unter der Jugend:

27) Das 1897 auf dem ersten Baseler Zionistenkongreß verkündete programmatische Ziel des Zionismus war die „Schaffung einer Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina". (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 21).

28) Der Centralverein hatte sich 1893 formiert (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 19).

29) In den hektischen Gründerjahren nach dem 70er Krieg und in der anschließenden Wirtschaftskrise gewann eine neuartige antisemitische Bewegung, die von Berlin ausging, an Boden. Grundlage der Anfeindungen war eine wissenschaftlich unhaltbare Rassentheorie, welche zum ersten Mal die Minderwertigkeit der jüdischen Rasse hervorhob. Auch in Baden zeigten sich Auswirkungen dieser antisemitischen Bewegung. Juden wurden nicht mehr zu Offizieren befördert. Antisemitische Kundgebungen fanden statt. Vgl. Hundsnurscher und Taddey (1968, 19).

„Ich selbst kam zum Zionismus durch die Judenzählungen im deutschen Heer 1916, die mich zu der Frage veranlaßten, warum nur die Juden und nicht auch die Protestanten und Katholiken gezählt wurden. Auch die Tatsache, daß die Brüder meines Vaters trotz aller militärischen Tüchtigkeit und Auszeichnungen es nicht weiter als bis zum Unteroffizier bringen konnten, gab mir zu denken."[30]

Die ältere Generation hingegen empfand sich als „deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens", wie dies in der Bezeichnung des Centralvereins zum Ausdruck kam:

„Mein Vater konnte es nicht begreifen, warum sein Sohn nach Palästina wollte, obwohl er doch in jedem Gebet um den Aufbau und die Rückkehr nach Jerusalem betete."

1933 veranlaßte die Machtergreifung Hitlers viele unter der jungen Generation, nach Palästina und in andere Länder, vor allem nach den USA auszuwandern, während die Älteren zunächst zum Teil an dem Ort zurückblieben, der ihnen Heimat war:

„Ich wanderte im Juni 1933 aus und kehrte im späten Jahr 1934 aus Jerusalem nach Nonnenweier zurück, um den Haushalt meiner verwitweten Mutter aufzulösen, das Haus zu verkaufen, sie nach Israel mitzunehmen und den Verkaufserlös nach Jerusalem zu übertragen. Als ich auf das Steueramt in Lahr kam, um die erforderlichen Anträge zu stellen, begrüßten mich die beiden Steuerbeamten mit erhobener Hand und Hitlergruß und sagten mit Tränen in den Augen: 'Ihr Vater war ein echter deutscher Mann.'"

30) Vgl. hierzu Rosenthal (1927, 423 f.): Je länger der Krieg dauerte, je mehr Opfer und Entbehrungen er dem Volk auferlegte, umso mehr suchte man nach einem Sündenbock. „Erst leise, dann immer lauter, insgeheim und öffentlich von maßgebenden Kreisen geschürt, beschuldigte man die Juden, sie hätten den Krieg verursacht, sie würden sich jetzt durch ihn bereichern und nähmen an der allgemeinen Not keinen Anteil. Der ‚jüdische Drückeberger', der sich dem Heeresdienste an der Front zu entziehen verstünde, wurde zum geflügelten Worte. Namentlich in Offizierskreisen griff diese Vergiftung um sich." Ihren Höhepunkt erreichten die Anfeindungen, als 1916 das Kriegsministerium eine Erhebung anordnete, um die Zahl der jüdischen Frontkämpfer zu ermitteln. „Die Truppenteile vollzogen diesen Befehl, teils unter Anwendung unlauterer Mittel, die für die jüdischen Soldaten ein ungünstiges Ergebnis zeitigen sollten. Was nutzte es, daß der Reichstag nachträglich diesem verfassungswidrigen Vorgehen heftig widersprach."

Die Generation der Eltern der Gewährsleute war am weitesten integriert, wenn man den Vergleich mit der Generation der Großeltern und mit der Generation der Gewährsleute selbst unternimmt.[31] Daraus wird verständlich, wie schwer es eben dieser Generation fiel, sich aus der Verwurzelung zu lösen. Eine Gewährsperson schildert, daß ihre Eltern, angesehene Einwohner von Nonnenweier, noch dort zurückgeblieben waren, während sie selbst nach der Hochzeit mit ihrem Mann zusammen an dessen Wohnsitz lebte. Erst 1939, im Anschluß an die Ereignisse der „Kristallnacht"[32], nahm das junge Paar die Eltern aus Nonnenweier mit in die Emigration: „Wir mußten erst reif werden zum Auswandern."

Es ist nicht Ziel dieser Arbeit, welche letztlich zu einer Typologie der badischen Landjuden führen soll, die Ereignisse der nationalsozialistischen Zeit wiederzugeben.[33] Von Interesse ist jedoch, aufzuzeigen, in welcher Art die von außen kommende Propaganda gegen die Juden von den nichtjüdischen Einwohnern aufgenommen wurde und deren eigene, aus der persönlichen Erfahrung herrührende Sicht der Juden überlagerte:

> Eine frühere jüdische Einwohnerin kam 1933 in ein christliches Geschäft, in dem sie oft eingekauft hatte. Dort fand sie eines Tages ein Schild: „Juden werden nicht bedient".[34] Als sie auf dem Absatz kehrt machen wollte, riefen die Ladenbesitzer sie zurück: „Dich meinen wir nicht, und Dich nebendran auch nicht ... gemeint sind DIE JUDEN."

31) Jeggle (1969, 286 ff.) kommt zu vergleichbaren Schlußfolgerungen.

32) In der Kristallnacht im November 1938 kamen die wenigen noch ortsansässigen Männer in „Schutzhaft" nach Dachau. Dort verstarb am 12. Dezember 1938 der Viehhändler Julius Baum (Hundsnurscher und Taddey: 1968, 216).

33) Siehe hierzu Hundsnurscher und Taddey (1968, 216 f.).

34) Am 1. April 1933 wurde der „Judenboykott" ausgerufen.

WIRTSCHAFTLICHES UND SOZIALES LEBEN DER JUDEN

AUS CHRISTLICHER SICHT

Die Aussagen der christlichen Gewährsleute geben als solche ein schiefes Bild jüdischen Lebens ab, das bei der Redaktion immer wieder kritisch ins rechte Lot gebracht werden mußte. Das vorliegende Kapitel könnte auch die Überschrift tragen: Jüdisches Leben im Zerrspiegel.

Ursachen liegen
1) in der *Methode* der Befragung;
2) in dem Ineinandergreifen von erfragten *Fakten* und als Nebenprodukt erhaltenen *Meinungen*;
3) in dem Problem der *zeitlichen Zuordnung* der Aussagen.

Zu 1) – Bei der Untersuchung wurden nur Christen kontaktiert, welche in häufigem, persönlichem Kontakt mit Juden gestanden hatten und die jüdischen Verhältnisse aus eigener Anschauung und Erfahrung kannten. Alle christlichen Gewährsleute waren im Ortskern ansässig; sie hatten jüdische Nachbarn, haben für Juden gearbeitet oder waren mit Juden befreundet. Im folgenden wird von diesem persönlichen Erleben berichtet.

Ausgehend von der Tatsache, daß die Juden fast ausschließlich im Ortskern wohnten, kann angenommen werden, daß in der immer größer gewordenen Ortschaft eine große Zahl christlicher Einwohner lebten, die sehr viel weniger mit den Juden zu tun hatten. Diese wurden nicht befragt. Erfahrungsgemäß nimmt mit wachsender Distanz (geographischer oder sozialer Natur) die Unterschiedsempfindlichkeit unserer Menschenwahrnehmung ab und führt zu wachsender Stereotypisierung, während das Mithineinverwickeltsein die Wahrnehmung des Anderen differenziert (Hofstätter: 1966, 378). Aller Voraussicht nach würde eine Befragung der nicht unmittelbar involvierten christlichen Einwohner das Bild in dieser Richtung abändern.

Zu 2) – Eine weitere Gefahr der Verschiebung des Bildes ergibt sich aus der Tatsache, daß im Gespräch mit den christlichen Ge-

währsleuten sich Fakten und Meinungen vermischen. Zwar wurde nur nach Fakten gefragt; die Meinungen fielen als Nebenprodukte ab. Diese entspringen dem christlichen und bäuerlichen Weltbild und sagen letztendlich viel über die Christen und so gut wie nichts über die Juden. Meinungen wurden daher in die Beschreibung jüdischen Lebens aus christlicher Sicht nur insoweit aufgenommen, als sie Kommentare zu konkreten Fakten darstellten und sie wurden jeweils als solche gekennzeichnet.

Zu 3) – Hinzu kommt die Schwierigkeit der zeitlichen Zuordnung bei den christlichen Aussagen, welche schwieriger war als bei den Juden. Die Auseinandersetzung der Nonnenweierer Christen mit den Nonnenweierer Juden ging noch am Ort weiter, als letztere das Dorf endgültig verlassen hatten und als Gesamtgruppe nicht mehr bestanden.

Daher verwischen sich in den Aussagen drei zeitlich voneinander abzugrenzende Perioden:

- eine Zeit, die mit „früher" oder „ganz früher" bezeichnet wird. Hiermit ist die Zeit der Großeltern und noch weiter zurückliegender Generationen gemeint, die man nur durch tradierte Erzählung kennt. Die Frage nach „Dichtung" und „Wahrheit" ist hier nur hypothetisch zu klären;
- die eigene, erlebte Zeit mit den Juden: Kindheit und Erwachsensein. Miterleben des Bestehens und Zerfalls der jüdischen Gemeinde;
- der Bruch und das Nachher: Nationalsozialismus, dessen Zusammenbruch, Wiedergutmachungszeit.

Die zweite Periode entspricht unserem Untersuchungszeitraum. Die Aussagen, welche diesen Zeitraum betreffen, mußten aus der Gesamtheit der Angaben herausgeschält werden. Soweit es sich dabei um Fakten handelte, war es im großen und ganzen möglich, diese ungefähr zeitlich zuzuordnen. Der Entstehungszeitpunkt der im Zusammenhang mit den konkreten, datierbaren Fakten geäußerten Meinungen ist dagegen nicht mehr festzustellen.

Inwieweit diese Meinungen, geäußert über Juden, mit denen man

vor einem halben Jahrhundert zusammengelebt hat, heute noch in Nonnenweier lebendig sind, nachdem die jüdische Gemeinde 1940 mit der Deportation der letzten ortsansässigen Juden nach Gurs zur endgültigen Auflösung kam, war nicht Untersuchungsziel dieder Arbeit.[35] Uns erscheinen die hierzu von Utz Jeggle(1969: 311 f.) gemachten Bemerkungen einleuchtend, daß Meinungen, die im Zusammenhang mit geschichtlichen Fakten geäußert werden, „nur scheinbar historisch, in Wirklichkeit ... gegenwärtig geprägt und vorhanden" sind. D.h. jede heute in Bezug auf frühere Fakten geäußerte Meinung ist sowohl durch das vergangene Faktum, die gegenwärtigen Verhältnisse und außerdem auch in gewissem Maße durch die Vorkommnisse während des dazwischenliegenden Zeitraums bestimmt.

Für Nonnenweier kann man festhalten, daß die heute von den befragten christlichen Einwohnern spontan geäußerten Meinungen über „die Juden" zumindest zum Teil weit undifferenzierter und weit mehr mit Vorurteilen behaftet sind, als sie dies während der Zeit des früheren engen Kontaktes gewesen sein können. Diese frühere größere Differenziertheit des Judenbildes kam in der intensiven Befragung deutlich zum Ausdruck. Heute scheint durch die zeitliche Distanz und die zweimalige, gegenläufige Indoktrinierung der Einwohner, d.h. durch den Nationalsozialismus und die Wiedergutmachungspolitik, im dazwischenliegenden Zeitraum eine größere Stereotypisierung erfolgt zu sein.

Sprache

Die alten Leute in Nonnenweier, also die Generation der Eltern und der Großeltern der Gewährsleute, haben die ortsüblichen hebräischen Ausdrücke gut gekannt. An manche Ausdrücke erinnert man sich noch: „Medawere doch nit no!", etwa zu übersetzen mit: „Schimpf' doch nit so, sei doch anständig!" „Eiegieche" war ein

35) Das heutige Judenstereotyp der Christen in einem unweit von Nonnenweier gelegenen, elsässischen Judendorf, in dem jetzt nur noch zwei jüdische Familien leben, versucht Freddy Raphael herauszuschälen und aufgrund der sozio-ökonomischen, kulturellen und psychologischen Determinanten zu erklären (1977, 142-153).

Ausdruck der Bewunderung ... „Judeln" nannte man die Art, in der die Juden hebräische Ausdrücke in den badischen Dialekt einflochten. Man empfand diese Sprechweise als den Juden eigen, verwendete sie aber auch selbst, sowohl im Gespräch mit den Juden, als untereinander: „Ich hab' auch mit 'ne rumgjudelt." Darüber hinaus hatte „judeln" für den Landmann die Bedeutung von „handeln", unter Verwendung hebräischer Ausdrücke und Zahlen. „Was wit für die Kuh? Heimeie Schok?" Der Handel, „fest in jüdischer Hand", war eine der Hauptbeziehungen zwischen Juden und Christen. Die hebräischen Ausdrücke gehörten mit zum Handelsritual.[36] Die nichtjüdischen Handelspartner kannten die Spielregeln und verstanden die von den Händlern verwendeten Ausdrücke, die sie als eine Art Berufsjargon betrachteten.

Insgesamt heben die christlichen Gewährsleute die Unterschiedlichkeit der jüdischen Sprechweise stärker hervor als es die Juden selbst tun.

WIRTSCHAFTLICHES LEBEN: Berufe

Die christlichen Gewährsleute bestätigen die von den Juden dargestellte Dichotomie der Berufsstruktur: hie Händler – hie Bauer. Diese betrifft in der Tat das Gros der Berufsausübenden.[37] In manchen handwerklichen Berufen mit dazugehörigen Ladengeschäften waren Angehörige beider Gruppen tätig, zumindest noch zu Beginn des Jahrhunderts: es gab jüdische und christliche Bäcker, Metzger, Schuhmacher. Es gab auch jüdische und christliche Einzelhandelsgeschäfte und Gastwirtschaften.

Bauern gab es unter den Juden im 20. Jahrhundert keine. Einige Juden hatten etwas Landbesitz, Äcker und Wiesen; darauf pflanzten sie für den Eigenbedarf Kartoffeln, Gerste usw.[38] Nach Mei-

36) Vgl. hierzu auch Jeggle (1969, 238).

37) Vgl. hierzu Goldstein (o.J. 15 ff., insbesondere Tabelle 3, S. 16).

38) Die Christen bauten zu Beginn des Jahrhunderts Hopfen an, Tabak, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Kartoffeln, Rüben für die Schweine, Klee fürs Vieh. Ein Großteil des Landes war Weideland.
Philosemiten möchten die Landjuden heute gerne „verbauern", indem

nung der christlichen Gewährsleute waren die Juden aber „schwerfällig im Landschaffen", hatten keine Übung darin. Ein Jude soll gesagt haben: „Wenn nur die lange un die dicke Äckere verrecke würde." Landbesitz und Landbau haben in der „Werte-Topographie" der Juden einen anderen Ort als bei den Christen. Land war kein Wert an sich (Jeggle: 1969, 166), Landbau nur bedingt eine erstrebenswerte Tätigkeit.

Ein bis zwei Generationen vorher, also Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts, hatten die Juden mehr Landbesitz. Sie bestellten die Äcker jedoch meist nicht selbst, sondern ließen sie von einem christlichen Knecht bepflanzen oder von einem Bauern, der etwas hinzuverdienen wollte.[39]

BERUFSAUSÜBUNG: die Händler

Die ihren Geschäften nachgehenden, über Land ziehenden jüdischen Händler gehörten zum gewohnten Alltag des Landmanns. Früh morgens sah man sie aufbrechen, um ihre Kunden, die Bauern in den umliegenden Dörfern zu besuchen, die dann noch zu Hause anzutreffen waren. Die meisten machten sich zu Fuß auf den Weg; mit Stock und Bündel in der Hand; der Mehlhändler Wertheimer und die Viehhändler Frank und Baum hatten Pferd und Wagen. Man konnte die jüdischen Händler auch an ihrer Kleidung erkennen. Im Gegensatz zu den Bauern, die am Werktag einfache Arbeitskleidung und Kappen trugen, waren die Juden mehr ‚städtisch' gekleidet. Am Werktag trugen sie alte, abgetragene Festtagskleidung, alte Hemdbrüste und Krawatten, als Kopfbedeckung Hüte. Unterwegs traf man die jüdischen Händler manchmal in einer Wirt-

sie deren Äcker und Wiesen zählen. Wie Jeggle hervorhebt, ist „diese unbewiesene und unbeweisbare Feststellung, die Juden seien in der Mehrzahl Bauern gewesen, ... nicht nur falsch, sondern auch gefährlich; sie gibt jenen recht, die den verachten, der nicht sein Rößlein einspannt" (1969, 166).

39) In einer von Goldstein (o.J. 17 und Tabelle 3, S. 16) auf der Grundlage des Ortssippenbuches von Nonnenweier erstellten Tabelle werden nur 2,6% Juden in der unter Nichtjuden häufigsten Berufsgruppe „Bauer und Fischer" aufgeführt, und dies nur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

schaft, wo sie schwarzen Kaffee tranken und ein mitgebrachtes Brötchen verzehrten. Um die Mittagszeit waren sie meist schon wieder auf dem Heimweg. Wenn sie unterwegs einem Landwirt begegneten, der mit dem Fuhrwerk vom Feld kam, ließen sie sich gerne mitnehmen: „Wenn ich fahre kann, lauf' ich nit!"

WIRTSCHAFTLICHE VERHÄLTNISSE UND SOZIALE SCHICHTUNG

Soziales Ansehen und wirtschaftliche Verhältnisse der Juden erscheinen aus christlicher Sicht in einem engen, gegenseitigen Zusammenhang. Vereinfacht gesehen läuft das darauf hinaus, zu sagen: ‚alle' Nonnenweierer Juden gingen demselben Beruf nach, de facto 88,9% (Goldstein: o.J., 16, Tab. 3), manche waren dabei erfolgreicher als andere, ragten heraus, wurden besonders respektiert: der Mehlhändler Markus Wertheimer, der größte Viehhändler am Ort, Isaak Frank, der Kaufmann Hermann Moch. Der Unterschied zwischen diesen ‚Reichen' und der Großzahl der „in bescheidenen Verhältnissen" lebenden Juden konkretisierte sich aus christlicher Sicht im Besitz von Pferd und Wagen, der Beschäftigung eines Knechts, also in Statussymbolen des ackerbautreibenden Landmanns. Diesen zollt er seine Anerkennung. Hervorgehoben wird die größere geschäftliche Dynamik dieser ‚Reichen': Wertheimer war technischen Neuerungen aufgeschlossen und brachte sie als erster ins Dorf, er besaß das erste Automobil, das erste Telephon. Moch verlegte sein Geschäft in die Kleinstadt Kehl und behielt nur noch den Wohnsitz in Nonnenweier. Eine größere und schnellere Aufnahmebereitschaft für das, was außerhalb des dörflichen Horizontes vorging, zeichnet sich ab und eine größere Bereitschaft, seine Geschäfte umzustrukturieren, zu vergrößern, zu verlegen. Dies traf mehr oder weniger für alle jüdischen Bewohner Nonnenweiers zu, für die ‚Reichen' aufgrund ihrer finanziellen Möglichkeiten jedoch in gesteigertem Maße.

Hervorzuheben ist die unterschiedliche Zuordnung der jüdischen Familien zu den Kategorien ‚reich' und ‚in bescheidenen Verhältnissen lebend' durch die jüdischen und die christlichen Gewährsleute. Die einen nehmen die Zäsur aufgrund der tatsächlichen Ein-

kommens- und Vermögenswerte der verschiedenen Familien vor. Man kann sagen, die Juden verglichen die Juden untereinander: Wertheimer und Frank gehörten zu den ‚Reichen', Moch nicht. Die Christen dagegen verglichen die Juden sowohl untereinander, als auch mit sich selbst: der eigene Standpunkt, ob Großbauer, Geschäftsmann oder in jüdischem Dienst stehender Kleinbauer, spielte bei der Differenzierung ebenso eine Rolle wie die eigenen, auf dem christlichen und bäuerlichen Weltbild beruhenden Vorstellungen von Wert und Unwert.

Bei zwei jüdischen Persönlichkeiten begründeten noch andere als materielle Werte deren hohes Ansehen bei den Christen: bei Hermann Moch war es die hervorragende Persönlichkeit, beruhend auf der praktizierten, religiös-jüdischen Geisteshaltung; bei Nathan Schleicher die Anhänglichkeit und Achtung seiner früheren Schüler gegenüber ihrem Lehrer. Beide gehörten zu den wenigen als ‚fromm' bezeichneten jüdischen Familien, die stark an ihrem eigenen Glauben und an ihrer eigenen Tradition festhielten. Hier zeichnet sich ein bemerkenswertes Paradoxon in der Einstellung des Landmanns gegenüber den in der Dorfgemeinschaft mit ihm lebenden Juden ab: die immer wieder geforderte und auch geleistete Anpassung der Juden an die nichtjüdische Umwelt brachte diesen nicht zwangsläufig größere Anerkennung. Sie war letztendlich ohne Verlust der eigenen Identität nicht durchzuführen. An eben dieser eigenen, religiös-geistig begründeten Identität kam der Nichtjude, der in der Landgemeinde damit konfrontiert wurde, nicht vorbei: er mußte ihr Anerkennung zollen.

Am anderen Ende der sozialen Leiter standen aus christlicher Sicht die armen und unterstützungsbedürftigen Juden. Der ärmste Jude wohnte umsonst im Gemeindehaus und wurde „von Verwandten aus Amerika" unterhalten. Auch viele andere Familien wurden von amerikanischen Verwandten unterstützt, die ihnen Pakete schickten. Christliche Familien bekamen damals noch keine Pakete.

Die meisten Juden waren die Eigentümer ihrer Häuser, der dazugehörigen Stallungen, Höfe und Gärten. Manche hatten zusätzlich etwas Landbesitz.

„Die Juden hatten einfache Häuser; sie hatten gern viele Zimmer, wenn diese auch klein waren. Ein typisches Haus mit Ladengeschäft war das des Judenbäckers Moch: im Erdgeschoß war vorne der Laden, dahinter das Wohnzimmer, dahinter die Küche, von der es hinaus in den Hof ging. Im Obergeschoß befanden sich die Schlafräume."

Die meisten Judenhäuser waren „schlecht gebaut" und „mit Hypotheken belastet". Man ließ die Häuser „verlottern", Reparaturen wurden kaum gemacht. Eine christliche Gewährsperson verdeutlicht dies mit einer Anekdote:

„Bei Regen saß der Nachbar mit aufgespanntem Schirm im Bett, weil es durchs Dach ins Schlafzimmer hineinregnete. Ich habe es selbst gesehen!"

Von den ‚reichen' Familien einmal abgesehen, benutzten die Nonnenweierer Juden ihre finanziellen Mittel für andere Ziele als für die Erhaltung und Verschönerung ihrer Häuser: für den Handel, die Ausbildung ihrer Kinder, die Aussteuer ihrer Töchter, die Unterstützung der Armen.

SUCHE NACH NEUEN EXISTENZMÖGLICHKEITEN

Die Juden erfüllten eine ganz spezifische, notwendige Funktion im Wirtschaftsleben der Gemeinde, und die jüdische Gemeinde blühte, solange der Bedarf bestand. Als die modernen Transportmittel und Marketingmethoden die Rolle der Juden überflüssig machten, verließen diese die Gemeinde (Goldberg: o.J., 17).

Die christlichen Gewährsleute erlebten die massive, meist völlige Abwanderung ihrer jüdischen Altersgenossen mit, die zum großen Teil bereits auswärts studiert hatten. Als Erklärung dafür gaben sie an, daß die Erwerbsaussichten für die jungen Juden auf dem Land immer geringer wurden. Der Handel war nach und nach nicht mehr so ertragreich. Den Grund dafür sieht eine Gewährsperson in der „allgemeinen Verbesserung der Lebenshaltung", aber auch in der „größeren Aufgeklärtheit der Landbevölkerung": es sei nicht mehr so leicht gewesen, „die Bauern über die Ohren zu balbieren". Aus christlicher Sicht erscheint die Abwanderung der Juden als ein „Weggehen-müssen". Wirtschaftlicher und sozialer Aufstieg durch

Bildung war für den in beider Hinsicht saturierten Landmann noch keine Maxime, „Weggehen-können" war kein Positivum; die große Land-Stadtbewegung der Nichtjuden setzte erst später ein.

JUDEN UND CHRISTEN

Kinder und Jugendliche

Keine der christlichen Gewährspersonen ging mit einer der jüdischen Gewährspersonen in dieselbe Schulklasse. Ein Christ ging zur Schule mit dem Bruder einer befragten Jüdin, zwei Juden mit der späteren Frau eines Christen. Die sich überkreuzenden Informationen über die Schulzeit kommen demnach aus zweiter Hand. Alle Gewährspersonen wurden jedoch im Zeitraum zwischen 1890 und 1914 eingeschult. Die Zahl der *jüdischen Mitschüler* eines Jahrgangs nahm ständig ab: in den um die Jahrhundertwende eingeschulten Klassen waren unter 40 Schülern noch sechs Judenkinder, vor Beginn des 1. Weltkrieges meist nur noch eins. In den unteren zwei Klassen unterrichtete Lehrer Schleicher, in den übrigen christliche Lehrer. Insgesamt waren vier Lehrer da. Das Verhältnis zwischen den Kindern beider Religionen wird auch von den befragten Christen als normal dargestellt. Es gab christliche Kinder, die sich mit einem Judenkind eng befreundet hatten, welches mit ihnen die gleiche Klasse besuchte. Bei zwei Gewährspersonen war dies der Fall. Zwei andere Gewährspersonen erzählten, man habe seinen jüdischen Klassenkameraden gern Streiche gespielt, sie geneckt und auch gelegentlich mit Schimpfworten bedacht. Dies soll sicher nicht heißen, daß nur die jüdischen Altersgenossen als Zielscheibe für solche ‚Spässe' dienten, während die christlichen Mitschüler verschont blieben. Es gab keine permanente, solidarische Aggression der Christenkinder gegen ihre jüdischen Klassenkameraden. Immerhin konnten die christlichen Kinder davon ausgehen, daß die Judenkinder, aufgrund ihrer immer geringer werdenden Zahl, in einer schwächeren Position waren, und sie versuchten gelegentlich, sich dies zunutze zu machen. Allerdings riskierten sie dabei Sanktionen durch die Lehrer und zwar sowohl durch Lehrer Schleicher als auch durch die christlichen Lehrer. Teilweise gescha-

hen die Neckereien unbewußt, manchmal versuchte ein Kind aber auch, wie weit es gehen konnte. Zwei konkrete Beispiele sollen dies verdeutlichen:

> Eine Frau erzählt: „Einmal habe ich zu einem Judenbübchen, das mit in der Klasse war, ‚Judenstinker' gesagt, ohne daß ich hinterher hätte sagen können, wie ich gerade auf diesen Schimpfnamen kam. Als der Lehrer davon hörte, stellte er mich vor die Wahl: entweder Arrest oder ich müßte mich bei dem Judenkind entschuldigen. Da mir der Vater mit Prügeln gedroht hatte, wenn ich aus irgendeinem Grund Arrest bekäme, habe ich mich lieber entschuldigt."
> (geschehen etwa vor dem 1. Weltkrieg)
>
> Ein Christ drückte als Kind mit einem Judenbuben zusammen die Schulbank: „Einmal habe ich dem Mundel einen spitzen Gegenstand auf den Sitz gehalten, als er sich hinsetzen wollte. Dafür bekam ich von Lehrer Schleicher Prügel. Hinterher habe ich mir aber den Mundel dann geschnappt und ihm die Prügel heimgezahlt."
> (geschehen zwischen 1893 und 1901)

Solchen ‚Neckereien' muß man die Bedeutung beimessen, die ihnen zukommt. Sie dürfen bestimmt nicht überbewertet werden. Die Verwendung des Schimpfwortes ‚Judenstinker', so unbewußt dessen Inhalt für das kleine Christenmädchen gewesen sein mag, läßt den Rückschluß darauf zu, daß das darunter subsumierte Bild vom ‚stinkenden Juden' in der Erwachsenenwelt vorhanden war.

Die Tatsache, daß die Lehrer als vom Staat eingesetzte Erzieher und Autoritätspersonen auch die minimalsten Übergriffe gegen jüdische Kinder bestraften, zeigt das Erziehungskonzept der Gesamtgesellschaft in Hinsicht auf die Juden: einerseits wurden die jüdischen Kinder in Schutz genommen, andererseits sollte eine Umerziehung der Nichtjuden herbeigeführt werden. Die bis 1890 anhaltenden dokumentierten antijüdischen Ausschreitungen klangen nicht von einem Tag auf den anderen von selbst aus. Bei der Generation der Eltern und Großeltern war die Umerziehung nur schwer durchzuführen. Erzieherische Maßnahmen von staatlicher Seite mußten bei den Kindern ansetzen. Standen diese Maßnahmen allerdings im Widerspruch zum Standpunkt der Eltern, blieben sie teilweise unfruchtbar. Um 1900 konnte ein Kind, das zwar vom Lehrer geprügelt worden war, außerhalb von dessen Reichweite

aber doch noch die Oberhand behalten, wenn es nicht mit weiteren Sanktionen von seiten der Eltern rechnen mußte.

Zu manchen christlichen Schülern kamen auch jüdische Kinder nach Hause, wenn sich in der Schule oder in der Nachbarschaft eine Freundschaft ergeben hatte; dies war jedoch nicht bei der Mehrzahl der Christenkinder der Fall. Dagegen hatten quasi alle jüdischen Kinder christliche Freunde: aus Mangel an jüdischen Altersgenossen blieb ihnen oft gar keine andere Wahl.

Juden- und Christenkinder hatten dieselben Spiele. Waren sie miteinander befreundet, spielten sie ohne Unterschied zusammen. Sport war zu Beginn des Jahrhunderts auf dem Lande noch verpönt. Jedoch gab es einige Buben, die bereits Fußball spielten, auch ein Judenbub war dabei, der „ein ausgezeichneter und beliebter Mitspieler" war. Kindheits- und Schulfreundschaften zwischen christlichen und jüdischen Kindern dauerten meist während der Jugend weiter, wurden zum Teil zu Freundschaften fürs Leben. Es gab auch *Jugendfreundschaften* zwischen Juden und Christen verschiedenen Geschlechts, jedoch keine Eheschließungen innerhalb Nonnenweiers. Wohl aber gab es voreheliche bzw. außereheliche Beziehungen zwischen Angehörigen beider Religionen. Eine Christenfrau hatte ein uneheliches Kind, einen Jungen, aus einer solchen Beziehung: „ä richtigs Judebüble", meinte die christliche Gewährsperson. Mutter und Sohn leben heute noch in Nonnenweier. Die Frage, woran man ein richtiges Judenbübchen denn erkennt, wurde nicht gestellt und muß offen bleiben.

Einige wenige Nonnenweierer Juden haben nach ihrer Abwanderung in die Stadt *christliche Ehepartner* genommen.

Beruf und Geschäftsleben

Die beruflichen und geschäftlichen Beziehungen zwischen Juden und Christen lassen sich in partnerschaftliche und in hierarchische Beziehungen gliedern. Zu den ersteren gehören An- und Verkauf zwischen Juden und Christen sowie Dienstleistungen von Christen an Juden. Die hierarchischen Arbeitgeber-/Arbeitnehmerverhältnisse betreffen Christen in jüdischem Dienst. Eine wichtige christ-

lich-jüdische Geschäftsbeziehung war die zwischen *Landwirt und Viehhändler*. Es gab mehrere Viehhändler am Ort, der größte unter ihnen war Isaak Frank. Es gab auch Juden, welche in diesem Geschäft als Vermittler eingeschaltet waren. Diese haben sich überall umgeschaut, wo etwas zu kaufen oder zu verkaufen war.

Die jüdischen *Geschäfte* wurden von Christen und Juden in gleicher Weise frequentiert, ebenso die christlichen Geschäfte:

> „Einmal im Jahr haben sich die Bauern in den jüdischen Geschäften mit Bettwäsche und Stoffen eingedeckt und zwar dann, wenn sie das Tabaksgeld bekamen."
>
> Als der Spediteur auch eine Kohlehandlung aufmachte, haben alle Nonnenweierer Juden bei ihm Kohlen geholt.
>
> Die Christen bekamen für ihren Holzbedarf je 50 Allmendwellen zugeteilt. Die Juden dagegen mußten (zumindest noch zu Beginn des Jahrhunderts) das benötigte Holz kaufen. Die Bauern, welche teilweise im Winter als Waldarbeiter einen Nebenverdienst hatten, besorgten das Holz für die Juden, indem sie es selbst im Wald schlugen oder es ersteigerten.

Landwirte benutzten zum Teil ihr Pferd und ihren Wagen, um den jüdischen Händlern im Nebenerwerb *Fuhrdienste* zu leisten:

> Ein Landwirt besaß ein „Wägle", eine Art Kutsche. Oft haben die jüdischen Viehhändler seine Dienste beansprucht: sie ließen sich ins nahe Elsaß zum Viehmarkt fahren.
>
> Es gab auch ein Speditionsunternehmen, das einem Christen gehörte. Der Spediteur holte z.B. für den Mehlhändler Mehl in der Großmühle in Mannheim.

Manche jüdischen Geschäftsleute und Haushalte beschäftigten christliche Mitarbeiter:

> Der Viehhändler Frank und der Mehlhändler Wertheimer hatten beide einen Knecht, die Besitzer von Äckern ließen diese von einem Knecht oder einem Bauern bestellen, der einen Nebenverdienst suchte.
>
> Manche jüdischen Haushalte hatten eine christliche Haushaltshilfe: eine Gewährsperson half als Kind in der jüdischen Metzgerfamilie im Haushalt mit, wenn sie aus der Schule kam.

Auch zur bezahlten Alten- und Krankenpflege kamen christliche Frauen zu Juden ins Haus: eine Christenfrau pflegte die einzige nach dem Krieg nach Nonnenweier zurückgekehrte Jüdin, Jette Rosenberger, bis zu deren Tod.

Bevor wir zur Beurteilung und Wertung der jüdisch-christlichen Berufs- und Geschäftsbeziehungen aus christlicher Sicht kommen, soll geschildert werden, wie sich der Handel, insbesondere der Viehhandel, vollzog.

Dieser spielte sich nach einem festgelegten *Handelsritual* ab, das die christlichen Handelspartner aus eigener Erfahrung kannten, das man aber auch beobachten konnte, ohne selbst involviert zu sein, da es sich zum Teil in der Öffentlichkeit abspielte. So wurden zum Beispiel in der auch von Christen gerne besuchten Judenwirtschaft Geschäfte abgeschlossen.

Die an einem Handelsgespräch beteiligten Personen „hockten dabei eng zusammen an einem Tisch. Wenn der Handel perfekt war, klatschten sie einmal in die Hände, deutlich hörbar für alle im Raum".

Eine wichtige Rolle beim Handelsgespräch spielte der Kaufwein. Die jüdischen Händler „haben jedoch selbst kaum etwas getrunken. Sie hatten immer einen klaren Kopf und waren den Christen im Handel überlegen". Wenn die an einem Handelsgespräch beteiligten Christen nach dem erfolgreichen Abschluß des Handels auf einem Umtrunk bestanden, bestellten die Juden selbst den Wein und schenkten allen davon ein, sie tranken aber nur wenig davon und zogen sich irgendwie aus der Affäre, z.B. indem sie plötzlich aufstanden, unter einem Vorwand hinausgingen und nicht mehr zurückkamen.

Eine Gewährsperson bezeichnet die Art, wie „die Juden" beim Handel auftraten, als „frech" oder „keck". Damit soll ausgedrückt sein, daß die jüdischen Händler offensiv vorgingen und sich „überlegen zeigten". Als „frech" wird auch empfunden, daß die Juden jeden sofort mit „Du" angeredet haben. „Unter der Landbevölkerung war das Dusagen damals nicht üblich; selbst die Kinder haben

zu ihren Eltern ‚Ihr' gesagt." Hier stehen sich zwei verschiedene Verhaltensweisen gegenüber. Das „Dusagen" der Juden wird anhand der eigenen, christlichen Verhaltensweise interpretiert und gewertet.

Als charakteristisch für den *Inhalt eines Handelsgespräches* erzählt eine christliche Gewährsperson folgende Anekdote:

> „Ein Christ will eine Ziege kaufen. Er fragt den jüdischen Händler: ‚Fiedle, was zahlsch für e gute Geis?' – Der Händler will nicht viel zahlen. Er zählt alle Nachteile der Ziege auf. Meint, er wisse nicht, was eine Ziege kosten kann. Nun rückt der Christ mit der Sprache heraus, sagt, daß er eine Ziege kaufen will. Plötzlich weiß der Händler, was die Ziege kostet und nennt sofort den Preis."

Die Berufs- und Geschäftsbeziehungen werden allgemein als positiv bewertet. Nur dem Viehhandel haftet der Ruch des Dubiosen, Betrügerischen an.

Man ist der Auffassung, daß man in den jüdischen Geschäften und bei den jüdischen Händlern gute Ware zu günstigen Preisen und vorteilhaften Konditionen kaufen konnte. Der *Kredit*, den die Juden den Bauern gaben, wird als eine für diese günstige Einrichtung betrachtet. Die niedrigen Preise der jüdischen Händler führt man darauf zurück, daß diese selbst günstig eingekauft haben, und auf die *Sparsamkeit der Juden in ihrer Lebenshaltung*.

Das von den Christen beobachtete Verhalten der Juden in verschiedenen Situationen wird als Beispiel für deren Sparsamkeit angegeben:

> „Wenn die jüdischen Händler tagsüber unterwegs waren, aßen sie nur ein mitgebrachtes Brötchen und tranken Kaffee dazu."
>
> „Am Schabbes konnte man die Juden, die dann allein in der Judenwirtschaft saßen, laut kreischen hören: es war ein großes Kämpfen im Gange um die paar Pfennige, die der Verlierer für den Kaffee bezahlen mußte."
>
> „In der Familie Meyer Meyer, die besonders für ihre Sparsamkeit bekannt war, wurde abends nie Feuer gemacht. Um sich zu wärmen, gingen die Familienmitglieder in ein benachbartes Geschäft, welches ‚Güstele' (Auguste) Metzger gehörte. Dort hockten sie Abend für Abend zusammen; drei Ledige, Verwitwete, waren dabei, auch eine

Christenfrau, alles Leute aus der engen Nachbarschaft. Wenn es Zeit zum Schlafen war, gingen alle schnell nach Hause."[40]

„Es heißt auch, der Meyer Meyer sei wegen einem Fisch, der 2 Pfennige billiger war, zu Fuß ins Nachbardorf Ottenheim gegangen. Bei der Emigration soll er Ersparnisse in Höhe von 16.000 Mark besessen haben."

Die notorische Sparsamkeit der Juden in ihrer Lebenshaltung, die sich auch darin äußerte, daß sie „ihre Häuser verlottern" ließen, wird aus dem Bedarf der jüdischen Händler an liquiden Mitteln für den Handel und aus dem Bestreben, günstiger als die Konkurrenz zu verkaufen, richtig, aber einseitig, erklärt. Auch nicht oder nicht rein ökonomisch begründete Verhaltensweisen werden auf ökonomische Gründe reduziert. Religiöse Gründe (Verzehr eines koscheren Weckens), das Bedürfnis nach Geselligkeit (gemeinsame Feierabendgestaltung), das Bedürfnis nach Sicherheit (Zurücklegen eines Sparpfennigs für den Notfall, sprich Emigration) treten in den Hintergrund. Die christlichen Geschäftsleute loben ihre jüdischen Kunden, an denen sie gut verdienten und die „immer bezahlt" haben. Die bei Juden beschäftigten Christen wurden ordentlich entlohnt.

Auch der *Viehhandel* wird einerseits als eine wichtige Einrichtung angesehen. Darin stimmen die christlichen und die jüdischen Gewährsleute durchaus überein.

Der Viehhandel wird jedoch als Vertrauenssache bezeichnet, das Verhältnis Landwirt–Viehhändler als ein Vertrauensverhältnis beschrieben. Man wickelte „die meisten Geschäfte mit ein und demselben Händler ab". Bei der Wahl „seines" Viehhändlers war für einen befragten Landwirt die persönliche Freundschaft ausschlaggebend, die aus der Schulzeit herrührte. Durch dieses Vertrauensverhältnis zu einem bestimmten Viehhändler suchte man das Risiko, betrogen zu werden, auszuschalten. Christen wie Juden sind

40) Diese im Schwäbischen ‚Vorsetz' oder ‚Hoiches' genannte Institution zur gemeinsamen Feierabendgestaltung „sparte im Winter Licht und Brennmaterial und sorgte für die Beschäftigung und Belustigung der Jugendlichen". In manchen schwäbischen Ortschaften nahmen auch die Juden daran teil. (Jeggle: 1969, 246).

der Ansicht, daß Möglichkeiten zum Betrug beim An- und Verkauf von Vieh von der Natur der Sache her gegeben sind. Beide Handelspartner, Händler wie Bauer, können dabei ‚Betrüger' oder ‚Betrogener' sein. Alle christlichen Aussagen über betrügerische Machenschaften, Übervorteilung, Übertölpelung usw. betreffen diesen Handelszweig. Sie beziehen sich meist auf Vorfälle, die man „vom Hörensagen" kennt und die zum Teil „früher" stattgefunden haben, in der Zeit der Großeltern und noch weiter zurückliegender Generationen:

> „Früher haben die Viehhändler zum Teil den Bauern, die nichts davon verstanden, Vieh auf Kredit verkauft, obwohl sie wußten, daß die Bauern kein Geld hatten."
>
> „Man sagt auch, die Juden hätten Schuldscheine früher nicht in Worten geschrieben, sondern nur in Zahlen, und sie hätten später eventuell Nullen angehängt. Aber das ist nicht erwiesen."[41]

Das Vieh wurde „frisiert", oder es wurde „dem Bauern zu einem niedrigen Preis abgeschwätzt". Eine dubiose Rolle spielten dabei nach christlicher Auffassung die Vermittler von Viehhandelsgeschäften. Einerseits dienten sie als Kundschafter, andererseits bestand ihre Tätigkeit auch darin, eine Übervorteilung in die Wege zu leiten: „Sie haben den Bauern einen niedrigen Preis für ein Stück Vieh geboten. Dann sind die Händler hingegangen und haben einen etwas höheren Preis geboten, wofür sie das Vieh dann bekamen. Die Dummen sind darauf hereingefallen."

Erzählungen über betrügerische Machenschaften beim Viehhandel kleiden sich gerne in die Form von Anekdoten, und drehen sich immer wieder um die Typenkonstellation schlauer Jude – dummer Bauer (Vgl. hierzu auch Jeggle: 1969, 234). Die Pointe ist doppelt: der Jude wird als potentieller oder wirklicher Betrüger angeprangert, dem man den Betrug aber nicht einmal ganz verargen kann,

41) Dieselbe Anschuldigung gegen die jüdischen Händler wurde bei einer 1976 durchgeführten Dorfuntersuchung im nahen elsässischen Reichsfeld der Verfasserin gegenüber vorgebracht, ohne daß heute noch festgestellt werden könnte, ob dies tatsächlich vorgekommen ist, oder ob es sich um eines der hartnäckig kursierenden Gerüchte über die Juden handelt.

da der Betrogene ja dumm und daher „selbst schuld" ist. Die Erzähler, von denen selbst niemals einer von einem jüdischen Händler „beschissen" wurde, stehen als die wirklichen Helden da: „Nein! Bei mir ging das nicht!" Man war zu gewitzt, um Opfer eines Betruges zu werden. Betrogen wurde das „unaufgeklärte Landvolk", das nichts vom Geschäftsleben verstand.

In Nonnenweier selbst haben die dort ansässigen jüdischen Händler niemals jemanden „beschissen". Zur Erklärung wird Volksweisheit herangezogen: „Der Marder stiehlt nicht in dem Nest, wo er wohnt."[42] Daß die jüdischen Geschäftsleute im eigenen Dorf „höchst seriös" waren, wird von Jeggle (1969,232) für die württembergischen Judendörfer bestätigt und auch plausibel begründet.

Daß im Viehhandel tatsächlich betrogen wurde, soll damit weder bezweifelt noch aus der Welt geräumt werden. Das wird auch von den jüdischen Gewährsleuten angenommen. Von Interesse ist es jedoch festzustellen, was diese Hörensagen-Erzählungen letztendlich aussagen. Um das berühmte Körnchen Wahrheit, daß es einzelne Viehhändler gegeben hat, die betrogen haben, geht es offensichtlich nicht, dieses Körnchen Wahrheit betrifft ja auch einzelne Bauern. Die Möglichkeit zum Betrug ist metierimmanent. Händler und Bauern waren einander in der Kenntnis der betrügerischen Möglichkeiten durchaus ebenbürtig, und wenn sie betrogen worden waren, zahlten sie es dem anderen heim, sobald sie konnten. „Per saldo gab es weder Sieger noch Besiegte, oder die Beziehung hätte nicht weiter fortbestanden" (Cahmann, 1974, 123).

Die Aussagen sind Teil eines (Negativ-)Stereotyps der Landbewohner vom „Jud", welches den Landjuden auf den Händler und diesen wiederum auf den (potentiell) betrügerischen Händler reduziert.

Der Handel treibende Jude wird im Gegensatz bzw. in einer gewissen *prekären Komplementarität* zu dem Ackerbau und Viehzucht betreibenden Bauern, dem Landvolk gesehen. Die Merkmale der beiden Komplementärrollen, die in einem Gegensatz von

42) „Dies galt auch fürs Heiraten", meinte die gleiche Gewährsperson, „im Dorf selbst wurden keine Christenmädchen geheiratet."

„aktiv" (tun) und „passiv" (nichts tun, aber auch: erleiden) ausgedrückt werden können, lassen sich in überspitzter Form wie folgt zusammenfassen:

Juden = Händler	Landvolk = Ackerbau und Viehzucht betreibend
1) aktiv: **ständig unterwegs**	passiv: **seßhaft**
besucht früh morgens die Kunden, wenn sie noch zu Hause sind	wird zu Hause, auf seinem Hof besucht
liefert Ware	
notiert Bestellungen	
2) aktiv: **geistig überlegen**	passiv: **geistig unterlegen**
ist geistig wendig, reagiert schnell	ist geistig langsam und unbeweglich
ist informiert, aufgeschlossen	ist „dumm" unaufgeklärt über die Gepflogenheiten des Geschäftslebens
trinkt keinen Alkohol bei den Geschäften, hat immer einen klaren Kopf	„säuft"
gibt Kredit, zum Teil auch denen, die nicht zahlen können	weiß nicht, was Kredit nehmen heißt; verliert evtl. Hab und Gut
drückt die Preise, übervorteilt, betrügt (aber nicht alle Händler, und auch nicht immer)	riskiert, übervorteilt zu werden; läßt sich „über die Ohren balbieren"
will immer der sein, der am meisten profitiert	weiß nie, ob er nicht wieder den kürzeren gezogen hat

3) passiv: **körperlich schwach**	aktiv: **körperlich überlegen**
arbeitet wenig körperlich	verrichtet körperliche Arbeit und entwickelt dabei Muskelkraft
ist ungeübt „im Landschaffen"	
wird geprügelt	prügelt den Juden
4) passiv: **ist „faul"**	aktiv: **ist arbeitsam**
läßt seine Äcker bepflanzen	arbeitet schwer körperlich von früh bis spät
ist früh nachmittags schon wieder zu Hause und mit der Arbeit fertig	
sitzt nach der Arbeit in der Wirtschaft	
geht am Sabbat im Dorf spazieren	geht nie im Dorf spazieren, macht höchstens einmal einen Gang an den Rhein

Wie es zu diesem Judenbild kommt, ist Gegenstand der Stereotypenforschung[43] und nicht Themenstellung dieser Arbeit. Es beruht auf der dem christlich-bäuerlichen Weltbild entstammenden Opposition Nährstand/Zehrstand[44]. Über das, was die Landjuden eigentlich ausmachte[45], sagt das Stereotyp nichts[46], oder nur insofern etwas, als es auf sie zurückwirkte, indem es sie forcierte, entweder dem Stereotyp, das die nichtjüdische Umwelt von ihnen

43) Siehe hierzu z.B. Hofstätter (1966, 381 ff.).

44) Die Begriffe sind bei Utz Jeggle (1969, 159) definiert.

45) Emil Schorsch spricht von der „personality" des Landjuden (1974, 131-133).

46) „Die neuere Vorurteilsforschung ist sich darüber einig, daß Vorurteile unabhängig sind von den Eigenschaften einer Gruppe. Die überlieferten Stereotypen sagen nicht einmal in Resten etwas über die Realität der betroffenen Gruppe aus. Allerdings haben die zugeschriebenen Merkmale eine erhebliche Relvanz für die Gruppe, die sie hervorbringt." (Jeggle: 1969, 317).

hatte, zu entsprechen, oder dagegen anzukämpfen, sei es durch Anpassung an die dominierende Gruppe[47], sei es durch einen Durchbruch ‚nach oben', hinein in wirtschaftlich und sozial angesehene Berufe, die der christlichen Umwelt Anerkennung abverlangten.

Nachbarschaft

Wir stellten eingangs die Hypothese auf, daß Juden und Christen aufgrund ihres engen Zusammenlebens in der Dorfgemeinde und des Ineinandergreifens ihrer wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen zu einem gemeinschaftlichen Verhältnis zueinander gelangen konnten, welches geeignet war, tatsächliche Unterschiede zu überbrücken und vermeintliche Unterschiede (Vorurteile) zu überwinden. Wir haben gesehen, daß die Handelsbeziehungen als solche, aufgrund der ihnen zugrunde liegenden Spannung, zu einem prekären Gleichgewicht der Beziehungen, nicht aber zu einer Integration der beiden Gruppen führten. Auch hatte die christliche Landbevölkerung durchaus die Wahl, ob sie im Handel mit den Juden zu tun haben wollte oder nicht. Die Handelsbeziehungen zwischen Juden und Christen waren nicht unumgänglich.[48]

Dagegen waren die Herr-Knecht-Verhältnisse zwischen Juden und Christen integrationsfördernd. Eine Anstellung oder einen Nebenverdienst im Dorf zu finden, war bei den Bauern kaum möglich. Wer sich verdingen wollte, konnte nur zu Juden gehen, die christliche Knechte und Dienstmädchen brauchten. Das Arbeitsverhältnis brachte ständigen Kontakt, Nähe und Kenntnis des anderen

47) Der Landbau, den die Juden in bescheidenem Maße betrieben, ist auch unter diesem Aspekt zu sehen.

48) Die Juden hatten kein Handelsmonopol, obwohl dies von nichtjüdischer Seite gerne so dargestellt wird. Es gab auch christliche Einzelhandelsgeschäfte und Viehhändler. Schorsch (1974, 131) bestätigt, daß es genügend nichtjüdische Viehhändler gegeben hat, diese aber keinen Kredit gaben. Die jüdischen Händler boten in den Dörfern Bankiersdienste an. Wenn ein Bauer Geld hatte, kaufte er nicht beim jüdischen Händler. Nur wenn er einen Kredit brauchte, wendete er sich an den Juden, der oft lange auf Bezahlung warten mußte.

mit sich. Die gegenseitige Abhängigkeit in der hierarchischen Arbeitsteilung bildete ein solides Fundament für die Herausbildung gemeinschaftlicher Beziehungen.[49]

Ihre Nachbarn konnten Juden und Christen in Nonnenweier im allgemeinen nicht wählen. Die jüdischen oder nichtjüdischen Nachbarn hatte oder bekam man, ohne großen Einfluß darauf nehmen zu können. Die *Nachbarschaft* stellte die größte, unumgängliche und dauerhafte lokale Nähe zwischen Juden und Christen her. Diese konnte sich, wie Utz Jeggle (1969, 245) für die württembergischen Judendörfer schreibt, „positiv auf den Charakter der Gefühle" auswirken, mußte dies aber nicht. Die Nachbarschaft als solche „zwang nicht zur Freundlichkeit" und noch viel weniger zur Herausbildung einer Freundschaft. Das nachbarschaftliche Verhältnis konnte ebensogut distant bleiben.

Die von uns gemachten Erhebungen erlauben es nicht, durchgängig zutreffende Antworten zu geben auf die Frage, aus welchem Grunde es in dem einen Fall bei einem distanten Verhältnis blieb, im anderen zu einer Freundschaft kam. Mit dem vagen psychologischen Begriff „persönliche Sympathie oder Antipathie" läßt sich das soziale Verhalten zwischen benachbarten Familien nicht erklären. Einige soziologische Faktoren lassen sich jedoch anhand der uns beschriebenen konkreten Fälle zumindest andeuten.

Jeggle (1969, 241) charakterisiert die Nachbarschaft als eine „soziale Pflichtfigur, die keine Kür zulässt". Damit wird das ausgedrückt, was wir unter dem Begriff *„distantes Verhältnis"* subsumieren. Durch die Gegebenheit der nachbarschaftlichen Ansiedlung werden zwischenmenschliche Rechte und Pflichten festge-

49) Die „Gegenseitigkeit des Verhaltens" wird von Arnold Gehlen (1964, 45 45 ff.) als eine formal „ganz grundlegende anthropologische Kategorie" definiert, die sich „mit den allerverschiedensten Inhalten besetzen" kann, „von deren Außenstabilisierung ... die Dauererfüllung des Bedürfnisses nach Soziabilität abhängt". Die Arbeitsteilung, auch wenn sie hierarchischer Natur ist, stellt in ursprünglichen Verhältnissen eine Institution der Außenstabilisierung auf Gegenseitigkeit abgestellter „Handlungsverschränkungen" dar, in welcher „das Gefühl der sozialen Erfülltheit, der Dauernähe als chronischer Hintergrund erreicht" wird.

legt sowie deren Grenzen nach oben und unten. Nichtbeachtung wäre Feindseligkeit, Mehr-Tun ein Zeichen von Freundschaft.

Zu den nachbarschaftlichen Selbstverständlichkeiten gehörte die Freundlichkeit im täglichen Umgang. Man hat alle Tage miteinander geschwätzt, so wie es im Dorf allgemein üblich war.[50] Man hat sich gegenseitig ausgeholfen mit Haushaltsgegenständen, Nahrungsmitteln, landwirtschaftlichem Gerät. Juden haben bei den benachbarten Bauern Landprodukte erworben, sie halfen bei der Tabak- und Hopfenernte mit. All dies wird von den jüdischen Gewährsleuten genauso beschrieben. Eine Sonderleistung war es bereits, wenn man dem jüdischen Nachbarn handwerklich zur Hand ging. Da ließ man sich schon etwas bitten. Eine Gewährsperson erzählt:

> „Beim jüdischen Nachbarn mußte das Dach repariert werden, weil es ins Haus hineinregnete. Er kam und bat mich, ihm zu helfen. Ich fragte ihn, warum er nicht den Maurer hole. – ‚Auf's Dach hinauf geht der bei Regen nicht.' – ‚Ja, warum holst Du ihn nicht, wenn das Wetter gut ist?' – ‚Ja, dann regnet es doch nicht ins Haus.' "

Schließlich reparierte der Christ das Dach, obwohl er der Auffassung war, daß dafür der Maurer zuständig sei, den der Jude aber nicht bezahlen wollte. Der jüdische Nachbar gab dann der christlichen Familie gelegentlich eine Kleinigkeit, z.B. etwas zu essen für die Kinder. Diese Gegengabe wurde auch akzeptiert, der Höflichkeit halber, aber eigentlich „het mr' von dene Jude nix welle".

Aus diesen Aussagen spricht ein Nichtverpflichtetsein-Wollen, zumindest nicht über das Maß der nachbarschaftlichen Selbstverständlichkeiten hinaus. Von jemandem anderen sich etwas schenken lassen, wollte man ohnehin nicht. Die Gegengabe nahm man als „entlohnende" Geste an, die einen aus der Verpflichtung entließ. An einer „Kontinuität des Gebens und Nehmens" war man nicht interessiert. Die Gabe als „äußere und greifbare Seite" des gegenseitigen Verpflichtetseins lehnte man ab.[51] Die eigenen so-

50) Jeggle beschreibt diese Art, miteinander zu schwätzen, für die schwäbischen Judendörfer (1969, 239).

51) Die Begriffe sind Bestandteil der Definition, welche Gehlen von der Kategorie „Gegenseitigkeit" gibt (1964, 48).

zialen Bedürfnisse waren abgedeckt, vor allem innerhalb der Familie. Mithilfe der jüdischen Nachbarsfamilie bei der Hopfen- und Tabakernte wurde nicht benötigt, da die christliche Familie nicht oder nicht hauptsächlich vom Landbau lebte. Man brauchte die jüdischen Nachbarn nicht und wollte auch nichts von ihnen.

Zu den soziologischen Komponenten, welche zur Herausbildung einer *Freundschaft zwischen Nachbarsfamilien* beitrugen, gehörten:

1) Frühzeitiges, unbewußtes Vertrautwerden durch anhaltenden, engen Kontakt:

   mit Juden, die im Elternhaus ein- und ausgingen;[52]
   mit jüdischen Schulkameraden;
   mit den jüdischen Freunden des Ehepartners, der Schwiegereltern.

2) Gemeinsame Interessen mit nichtökonomischem Charakter – Sport und Spiel, Geselligkeit:

   Jüdische und nichtjüdische Männer trafen sich in ihrer Freizeit zum Fußballspiel, zum gemeinsamen Kartenspiel: „Vier Christen und ein Jude spielten im Winter jeden Tag zusammen Zego. Sie trafen sich reihum in den Familien, aber meistens im Hause des Juden. Alle wurden dann bewirtet, auch die Christen."

   An der bereits erwähnten gemeinsamen Feierabendrunde im Winter nahmen außer einer jüdischen Familie hauptsächlich ‚Ledige' teil, darunter eine verwitwete Christenfrau. Das Bedürfnis dieser Alleinstehenden nach Geselligkeit, das nicht

52) In zwei genannten Fällen war ein Elternteil gestorben; dieser Tatbestand dürfte sich begünstigend auf die Kontaktfreudigkeit gegenüber den in Reichweite befindlichen jüdischen Einwohnern ausgewirkt haben.
Siehe hierzu die theoretischen Ausführungen von Arnold Gehlen aus dem Blickwinkel der philosophischen Anthropologie: Kommt eine soziale Institution, wie die Ehe sie darstellt, und in welcher das fundamentale menschliche Bedürfnis nach sozialem Zusammenhang abgedeckt ist, „infolge des Verlustes des reziproken Kontaktes" (Tod des Ehepartners) zum Abbruch, „gibt es jene Entzugserscheinung, die als positives Bedürfnis nach ‚Gemeinschaft' auftritt". Es kommt zum „Leerlauf eines sozialen Instinkt", der sich anderweitig Sättigung zu verschaffen sucht (1964, 49).

anderweitig abgedeckt war, dürfte hier Befriedigung gefunden haben.

Das freundschaftliche Verhältnis kommt in gegenseitigen Hilfeleistungen, Gabe und Gegengabe, Dienst und Gegendienst zum Ausdruck, genauso wie dies von den christlichen Gewährsleuten beschrieben wird. Das Geben und Nehmen hat dabei zum Teil eine durchaus ökonomische Seite, ohne daß das soziale Verhalten darauf reduziert gewesen wäre. Die nachbarschaftlichen Beziehungen auf freundschaftlicher Basis boten, wie die Freundschaft überhaupt, viele Möglichkeiten der Integration zwischen Juden und Nichtjuden. Im Tausch von Gaben und Hilfeleistungen stabilisierte sich die auf Gegenseitigkeit beruhende Institution der Freundschaft (Gehlen: 1964, 46f.; Jeggle: 1969, 242). Welches Ausmaß die Integration in einzelnen Fällen annehmen konnte, zeigt sich wohl am besten darin, daß eine heute noch in Nonnenweier lebende Christin auf den Vornamen eines Mitglieds der früheren jüdischen Nachbarsfamilie getauft wurde. Auch wenn dies nicht einer Patenschaft gleichkommt, die im Interesse des Fortbestehens der jeweiligen eigenen Religion unmöglich war – genauso wie Eheschließungen zwischen Angehörigen der beiden Religionen – kann doch die Schlußfolgerung gezogen werden, daß in dieser Namensgebung eine beiderseitige, weitgehende Vorurteilsfreiheit und gegenseitige Wertschätzung zum Ausdruck kommt.

Wir konnten aufgrund unserer Erhebungen zwar systematisieren, wodurch Distanz einerseits und Freundschaft andererseits in den nachbarschaftlichen Beziehungen charakterisiert wurden und welche Komponenten sie begründeten oder mit ihnen einherliefen. Darüber aber, wieweit Distanz oder Freundschaft die Regel oder die Ausnahme waren, konnten wir nur plausible Hypothesen anstellen.

Tatsache ist, daß viele christliche Familien, die nicht im Ortskern wohnten, keine jüdischen Nachbarn hatten, so daß ihre Möglichkeiten, überhaupt mit Juden in eine enge persönliche Beziehung zu treten, viel geringer waren. Andererseits liegt die Vermutung nahe, daß enge freundschaftliche Beziehungen, innerhalb derer eine so

weitgehende Integration stattfand, daß die Teilnahme der Christenfamilie an der Religionsausübung der jüdischen Familie über das normale, rituell festgelegte Ausmaß hinausging, welches im Austausch von Mazzen und Ostereiern, gegenseitigen Einladungen zu den jeweils höchsten religiösen Festen, Neujahrswünschen usw. bestand, die Ausnahme waren. Dies insbesondere, als es nur wenige sehr ‚fromme' Familien gab, die ihr Judentum in allen Phasen ihres Seins und Tuns lebten. Bei den weitgehend angepaßten Juden waren religiöse Barrieren im gegenseitigen Kontakt gar nicht in einem solchen Maße zu überwinden. Die breite Mitte der nachbarschaftlichen Beziehungen scheint sich jedenfalls zwischen einer freundlichen Distanz und einer teilweisen, freundschaftlichen Integration bewegt zu haben, unter Auschluß normativ festgelegter Bereiche, wobei die Norm eine Flexibilität in der Abweichung zuließ. Ein Durchbrechen der Norm ist nur in Einzelfällen nachzuweisen, und machte erst vor der völligen Integration durch Patenschaft und Heirat halt.

Die Judenwirtschaft

Die Judenwirtschaft war ein „beliebter Treffpunkt für Juden und Christen". Zwar wurden dort auch Geschäfte abgeschlossen und freundschaftliche Beziehungen gepflegt. Die Wirtschaft bot jedoch auch weit unverbindlichere Kontaktmöglichkeiten zwischen Angehörigen der beiden Religionen. Nach Erzählung eines Christen war Dufeds „die beste Wirtschaft im Ort und preiswert dazu". Nach dem Tod des Besitzers David Frank wurde sie von Frau Frank und deren Töchtern, Frieda und Ernestine, geführt. Die drei Damen „sorgten für Gemütlichkeit" und hatten offensichtlich auch Humor. Ein Radioapparat, der erste im Dorf, bot eine weitere Attraktion. Es bestand kein dauernder Verzehrzwang: „man konnte auch nur eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein trinken, und dabei solange sitzen bleiben, wie man wollte."

Für die Juden war Dufeds hauptsächlich eine Tages- und Kaffeewirtschaft. Am Nachmittag, gegen drei oder vier Uhr, spielten sie dort Karten, nach getaner Arbeit. Der Verlierer mußte den Kaffee bezahlen. Abends blieben die Juden eher zu Hause: sie aßen früh

zu Nacht und gingen anschließend nicht mehr fort, „teils aus Sparsamkeit, teils weil sie sich in der wenig beleuchteten Ortschaft nicht mehr alleine hinauswagten".[53]

Die Judenwirtschaft war somit nicht nur ein öffentlich zugänglicher Ort, an dem man mit Juden in Kontakt treten konnte. Der Christ hatte dort auch die Möglichkeit, Juden zu beobachten und einen Teil ihrer Gewohnheiten kennenzulernen.

NEGATIVES JUDENBILD UND ANTIJÜDISCHE ÄUSSERUNGEN IM DORFLEBEN

Die antijüdischen Äußerungen in Nonnenweier im Untersuchungszeitraum 1900–1930 müssen einer differenzierten Betrachtung unterzogen werden.

Um die Jahrhundertwende waren noch spärliche Nachwirkungen der antisemitischen Ausschreitungen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu bemerken, die als Reaktion der Landbevölkerung gegen die Judenemanzipation in Baden zu sehen sind. Während der Emanzipationszeit dürfte auch das von uns herausgearbeitete, ortseigene Negativstereotyp[54] vom Juden seine entscheidende Prägung erhalten haben. Wie wir gesehen haben, reduziert dieses Negativstereotyp den Juden auf den (Vieh-)Händler, welcher den Landmann aufgrund seiner geistigen Überlegenheit und unter Anwendung von Tricks zu betrügen versuchte und dies auch tun mußte, da er zu körperlicher, ehrbarer Arbeit nicht taugte; der Landmann revanchierte sich an dem Juden, indem er seine physische Überlegenheit demonstrierte und stellte somit das durch die

53) Siehe hierzu den folgenden Abschnitt.

54) Stereotypen in Bezug auf Minderheiten sind von ihrem Inhalt her orts- und zeitgebunden, nicht ewig. Die jeweiligen sozio-ökonomischen und kulturellen (hier religiösen) Merkmale der Minderheit stehen mit den sozio-ökonomischen und kulturellen Merkmalen der dominierenden Gruppe in einem in Zeit und Raum variierenden Verhältnis. Unveränderlich sind dagegen die sozialpsychologischen Mechanismen, die dem Stereotyp zugrunde liegen und zu denen der ‚Sündenbockmechanismus' gehört. Werden die Spannungen zwischen den beiden Gruppen zu groß, wird dieser in Tätlichkeiten gegen die Minorität umgesetzt.

Emanzipation aus den Angeln gehobene Gleichgewicht zwischen Juden und Christen wieder her.

Wir waren zu dem Schluß gekommen, daß es sich bei diesem Negativbild des Landmanns vom Juden um eine Fiktion handelt, welcher die soziale Wirklichkeit, soweit sie von uns rekonstruierbar ist, entgegensteht. Wie wir sehen werden, ist auch die physische Überlegenheit des Landmanns Teil dieser Fiktion.

Was den von uns abgesteckten Untersuchungszeitraum *1900–1930* anbelangt, können wir dieses Negativbild vom Juden als ein unter den christlichen Dorfbewohnern weiterhin latent vorhandenes bezeichnen, welches nur punktuell und nur unter bestimmten Voraussetzungen manifest wurde, jedoch nicht zu einer allgemeinen antijüdischen Atmosphäre führte. Zu diesen punktuell auftretenden, auf einen „tradierten Antijudaismus"[55] zurückzuführenden Aggressionen einzelner Nichtjuden gegen einzelne Juden gehören die bereits erwähnten ‚Scherze', die sich nichtjüdische Kinder mit ihren jüdischen Klassenkameraden erlaubten und die Prügel, die sie ihnen verabreichten. Auch die Beschimpfung mit dem Ausdruck ‚Judenstinker' ist in diesem Zusammenhang anzuführen, den Erwachsene wie Kinder gelegentlich benutzten.

> Der von manchen Nichtjuden als Schimpfwort gegenüber Juden gebrauchte Ausdruck hat für die Benutzer selbst keinen deutlich faßbaren, tieferen Sinn mehr. Den Sinnzusammenhang mit dem im Mittelalter benutzten Begriff vom ‚stinkenden Juden' kann der Landmann zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht mehr herstellen.[56] Nur der Begriff als solcher wurde tradiert und das Wissen um seine Verwendbarkeit als Schimpfwort für Juden. Er wurde von den Juden selbst mit dem Schimpfwort ‚Christenstinker' gekontert, das an sich genauso wenig Sinn hat, allerdings auch niemals hatte.

Ein Christ wußte zu berichten, daß manchmal junge Christenbuben und -mädchen in die Synagoge gingen und durch Lärmen und Lachen den Gottesdienst störten. Sie wurden von den Juden eine Zeitlang geduldet und schließlich hinausbefördert.

55) Den Begriff habe ich von Jeggle (1969, 293) übernommen.

56) Diesen tieferen Sinn kann nur derjenige hervorheben, der die sozialgeschichtlichen Zusammenhänge kennt. Siehe hierzu Raphael (1977,151).

Daß Erwachsene oder zumindest halbwüchsige Christen jüdische Einwohner „verdroschen" haben, ist im Rahmen der von uns antijüdisch genannten Aggressionen de facto nicht nachweisbar, wurde aber von einer christlichen Gewährsperson erwähnt. Dies sei vor allem nachts vorgekommen, wenn sich ein Jude allein aus dem Haus gewagt hatte und „man ihn verwischte". Daß die Juden sich nachts in der unbeleuchteten Ortschaft fürchteten und deswegen lieber daheim blieben, oder, wenn sie sich noch außer Haus aufhielten, schnell in Begleitung heimeilten, wird von einer anderen christlichen Gewährsperson bestätigt. Wie grob die objektive Gefahr für einen Juden war, „verdroschen" zu werden, wenn er nachts allein auf die Straße ging, läßt sich nicht mehr feststellen. Eine jüdische Gewährsperson konnte sich jedenfalls nicht erinnern, daß während ruhiger Zeiten, in denen nicht eine antisemitische Hetzkampagne im Gange war, jemals ein Jude von einem Goy verprügelt worden war.

Wenn die jüdische Bevölkerung diese antijüdischen Aggressionen überhaupt registrierte, maß sie ihnen keine tiefgreifende Bedeutung bei. Man kannte die potentiellen Urheber dieser ‚Späße' und nahm sie mit Humor oder revanchierte sich gelegentlich an den Aggressoren. Mit der Zustimmung seiner christlichen Freunde konnte man dabei rechnen. Die Nonnenweierer Juden lebten mit den Christen innerhalb der Dorfgemeinde in einem immerhin so guten Verhältnis, daß sie dessen Fortbestand nicht in Frage stellten und auch im Verhalten der Christen keinen Anlaß sahen, dies zu tun.

Als wie weitgehend integriert Juden und Christen sich empfanden, geht aus den beiderseitigen Aussagen über den Zeitraum *1918–1925* hervor, in dem antisemitische Ausschreitungen in einem in der bisherigen Geschichte des Dorfes nie gekannten Ausmaße vorkamen. Nur die unmittelbar von den Ausschreitungen betroffenen Juden, deren Familien und Freunde, und die mit diesen benachbarten Juden und Christen scheinen davon überhaupt Kenntnis genommen zu haben. Eine christliche Gewährsperson wurde gar böse, als sie im Gespräch mit uns davon zum ersten Mal hörte, und verwehrte sich dagegen, daß man den Nonnenweierern eine antisemitische Einstellung unterschieben wolle.

Die manifesten antisemitischen Ausbrüche aufgrund der „Hetze von außen“[57] wurden von Juden wie Christen als nicht typisch für das Zusammenleben in jener Zeit beschrieben. Allerdings veranlaßten sie zumindest eine davon betroffene Familie dazu, das Dorf fluchtartig zu verlassen.

Wenige Jahre nach dem Krieg flaute die antisemitische Hetze wieder ab. *Seit 1923*, nach Gründung der NSdAP, kam es jedoch zu erneuten Übergriffen gegen Juden im Dorf, die vom ruhe- und andachtstörenden ‚Schabernack‘ bis zur mutwilligen, kriminellen Handlung reichten:

> Eine christliche Gewährsperson nennt als Urheber dieser Übergriffe eine Vereinigung von Christenmännern, die sich anfangs bzw. Mitte der zwanziger Jahre formiert hatte. „Es waren ca. fünf bis acht meist junge Männer, die schon 1923 in der NSdAP waren. Sie wurden ‚der Club‘ genannt. Zwei davon waren Studenten und wurden in der Hitlerzeit Lehrer. Ein weiterer[58] war 1923 von außerhalb als Lehrer nach Nonnenweier gekommen.[59] Er konnte hypnotisieren, und erprobte dieses Talent hauptsächlich an Kindern.
>
> Ein beliebter Spaß unter diesen Männern war es, bei den Juden ‚Erdbeben‘ zu machen. Mit den Schultern rannten sie gegen die Synagogenwände, bis das Gebäude wackelte. Ebenso gegen die Wände der einfachen Holz- und Lehmhäuser, in denen die armen Juden wohnten, um diese zu ängstigen.“[60]

57) Die mit dem verlorenen Krieg zusammenhängende ‚Sündenbocksuche‘ war nicht in Nonnenweier aufgekommen. Ob dagegen die Täter der Ausschreitungen, die sich von dieser Hetzkampagne treiben ließen, aus dem Ort stammten, konnte niemals festgestellt werden.

58) Nur der von außerhalb gekommene NSdAP-Anhänger wurde im Gespräch namentlich genannt. Hieraus darf nicht auf eine Solidarität des Erzählers mit den ortsansässigen Nationalsozialisten geschlossen werden. Diese sind im Dorf ohnehin bekannt, während man Außenstehenden gegenüber anscheinend das eigene Nest nicht beschmutzen will.

59) Daß die Berufskategorie der „Volksschullehrer“ besonders für das nationalsozialistische Gedankengut empfänglich war, und zu dessen vehementesten Verbreitern gehörte, hat Jeggle für Württemberg nachgewiesen (1969, 302). Es versteht sich von selbst, daß von diesen Lehrern antijüdische Scherze der Kinder nicht mehr bestraft wurden.

60) Im schwäbischen Braunsbach wurde diese „Sonderform des gesunden Volkshumors“ als „Häuserzittern“ bezeichnet. Auch dort waren die Täter fast immer Jugendliche, vgl. Jeggle (1969, 293).

Im selben Zeitraum kam, nach Erzählung der gleichen christlichen Gewährsperson, „einmal ein Mann mit einer Peitsche in die Judenwirtschaft und fuchtelte damit herum. Aber er traute sich nicht, loszuschlagen – es waren mehrere Männer im Raum, Juden und Christen".

„Die Juden konnten sich durchaus ihrer Haut wehren", meinte der Christ, „sie waren schnell in ihrer Reaktion, und gegen mehrere von ihnen kam ein einzelner nicht an."[61]

Ein anderer Christ erzählt, daß ein jüdischer Einwohner fast totgeschlagen wurde: „jemand hat ihm einen Krückstock auf den Kopf geschlagen, als er den Kopf aus dem Fenster hinausstreckte. Es waren junge Kerle, die mit dem Dienstmädchen poussieren wollten. Die beiden kamen daraufhin zwei Jahre lang ins Gefängnis."

Der Christ traf den gleichen jüdischen Einwohner, mit dem er gut bekannt war, eines Tages auf der Landstraße. Der Jude war allein unterwegs und hatte Schwierigkeiten mit seinem Fahrzeug. Als er den Christen des Wegs kommen sah, war er sehr erleichtert: „Wie gut, daß Du kommst, sonst wäre es mir sicher schlecht ergangen."

Wir haben bei unserer Betrachtung der antijüdischen Äußerungen im Untersuchungszeitraum die Jahre nach dem ersten Weltkrieg ausgenommen. In allen nicht mit der ‚Sündenbocksuche' nach dem Krieg zusammenhängenden, uns bekannten Fällen von Übergriffen gegen Juden handelte es sich um Einzelaktionen, durch welche christliche Dorfbewohner ihre physische Überlegenheit gegenüber Juden demonstrieren wollten. In allen Fällen sind die Opfer physisch oder situationsbedingt schwache Juden: vereinzelte Kinder, nichtsahnende oder wehrlose, einzelne Männer, arme und ängstliche Juden, Andacht haltende Juden, nachts allein aus dem Haus gehende oder schlafende Juden.

Daß die Nonnenweierer Juden in bestimmten Situationen vermehrt ‚Scherzen' ausgesetzt waren, wird dadurch bestätigt, daß sie zum Teil durch öffentlich bestellte Autoritätspersonen geschützt wurden: die Kinder durch die Lehrer, die Andacht haltenden Juden am Jom Kippur durch einen Gendarmerieposten vor der Synagoge.

61) Cahnmann bestätigt dies (1974, 125).

Die neuen Aggressoren nach 1923 behielten zunächst die alten ‚Scherze' bei, welche sie weiterhin gegen die durch Tradition festgelegten Opfer richteten. Das latent vorhandene Negativstereotyp vom Juden wies den Weg, in den die antisemitischen Aggressionen der ersten Nationalsozialisten im Dorf gelenkt werden konnten. Hierdurch erklärt sich vielleicht, weshalb weder Juden noch Christen die herannahende Gefahr wahrnahmen, da eine frappierende Veränderung in der Taktik der Aggressoren zunächst nicht zu vermerken war.

DAS RELIGIÖSE LEBEN DER JUDEN

AUS JÜDISCHER SICHT

Nur wenige jüdische Familien in Nonnenweier waren ‚fromm' im Sinne einer strengen Beachtung aller Gesetze ihrer Religion: es waren dies vor allem die Familie des Lehrers und Kantors Nathan Schleicher, die Familie des Kaufmanns Hermann Moch und die Geschwister Metzger. Am wenigsten religiös waren die Mitglieder der ‚liberalen' Familien, zu denen die Familien Emanuel Baum und Max Meyer zu zählen sind.

In den meisten Familien wurde ein ‚traditionsgemäßes jüdisches Brauchtum' gepflegt, so wie es einerseits von den Eltern und Großeltern überkommen war, und wie es andererseits innerhalb der dörflichen Gemeinde üblich war. Dieses ‚traditonsgemäße Judentum' besaß einen individuellen Spielraum innerhalb gewisser Grenzen: eine bedingt durch das, was als ‚sehr fromm' galt, die andere, nicht zu unterschreitende Grenze bestimmt durch einen ungeschriebenen, jedoch selbst von den liberalsten Mitgliedern der jüdischen Gemeinde ‚formell' beachteten Kodex. Dieser wird umschrieben mit: „man hat die Gesetze gehalten", wodurch zum Ausdruck kommt, daß gewisse religiöse Sitten und Bräuche von allen streng beachtet wurden, andere gelockert waren, wieder andere mehr und mehr außer Gebrauch gekommen waren.

Im folgenden wird das ‚traditionsgemäße jüdische Brauchtum' geschildert, wobei darauf abgehoben wird, wie sich die ‚frommen'

Familien einerseits und die ‚liberalen' Familien andererseits abweichend davon verhielten. Auch wird versucht, die Spannweite der Beachtung bzw. Nichtbeachtung von religiösen Sitten und Gebräuchen soweit wie möglich erklärend zu verstehen.

Alltag

Die jüdischen Männer beteten täglich und legten die Gebetsriemen an, die *Tefillin*. Sie waren im großen und ganzen nur tagsüber von zu Hause abwesend, niemals für längere Zeit, so daß sie keine besonderen Vorkehrungen treffen mußte, um unterwegs ‚die Gesetze einhalten' zu können.[62] Zum Mittagessen nahmen die Männer etwas von zu Hause mit und tranken in einer Wirtschaft, in der sie bekannt waren, einen schwarzen Kaffee dazu.[63]

Aufgabe der Frauen war es vor allem, ‚das Haus rituell zu führen'. Von allen übrigen religiösen Pflichten waren sie weitgehend befreit.[64] Auch zur Mitarbeit im Geschäft des Mannes wurden sie nur gelegentlich herangezogen. Voll berufstätig waren nur ledige Frauen, Witfrauen oder Jungfrauen, die sonst kein Auskommen hatten. Es gab drei oder vier jüdische Lebensmittelgeschäfte, die alle von alleinstehenden Frauen geführt wurden.

62) Noch zur Zeit der Großeltern der Gewährsleute, also Mitte des 19. Jahrhunderts, war dies der Fall. Es gab noch keine für die Allgemeinheit erschwinglichen Fahrzeuge. Die Händler waren zum Teil mit Handkarren oder Rückentragen tagelang zu Fuß unterwegs, um ihre Kunden zu besuchen. Ihre Route konnte bis hinauf in den Schwarzwald zu den abgelegenen Bauerhöfen führen. Übernachtet wurde bei befreundeten christlichen Familien, welche die Gewohnheiten des Gastes kannten, ihm besonderes Geschirr und einen Raum zur Verfügung stellten, wo er beten konnte.

63) Entsprechend dem Gebot, ‚milchige' und ‚fleischige' Speisen zu trennen. Vgl. zu den jüdischen Speisegesetzen den Abschnitt „Dietary Laws", in: Encyclopedia Judaica, Bd. 6 (1971, 26-45).

64) Zu den wenigen religiösen Pflichten der Frauen gehörte am Purim die Teilnahme am Morgengottesdienst, der Synagogenbesuch einige Wochen nach der Geburt eines Kindes an einem Sabbat und die Beteiligung am Schiwositzen bei Trauerfällen. Siehe weiter unten den Abschnitt über den Lebenszyklus.

Die jüdischen *Speisegesetze* wurden in allen Familien beachtet. In einer koscheren Küche war alles Geschirr doppelt vorhanden, einmal für Milchspeisen und einmal für Fleischspeisen. Auch gab es zwei Tische und zwei Schränke. Zusätzlich hatte man besonderes Geschirr für Pessach, dies ebenfalls in doppelter Ausführung.

Die jüdischen Frauen kauften nur beim *Judenmetzger* ein. Zu Beginn des Jahrhunderts gab es noch mehrere jüdische Metzgereien, Leo Baum, David Frank (Gastwirtschaft und Metzgerei), Jakob Meyer. Auch die Christen kauften in diesen Metzgereien ein. Das *Schächten* besorgte Leo Baum. Nachdem er zu alt war, kam einmal in der Woche ein Schächter aus Schmieheim. Der Ölhändler Meyer war Ritualschlachter für Ziegen, Kantor Schleicher für Hühner. Zu ihnen ging man, wenn man von den Bauern eine Ziege erworben oder ein Huhn bekommen hatte. In den jüdischen Lebensmittelgeschäften kauften sowohl Juden wie Christen ein. Man bekam dort auch die besonderen, abgestempelten Lebensmittel für Pessach.

Die meisten jüdischen Familien, d.h. alle, die es irgendwie ermöglichen konnten, hatten ein *christliches Dienstmädchen* oder zumindest eine Stundenfrau. Oft haben christliche Nachbarskinder in jüdischen Haushalten mitgeholfen. Dies „war damals sehr notwendig", denn die jüdischen Frauen waren in der Hauptsache „mit Kochen und Backen" und „mit der Reinhaltung des Hauses" beschäftigt. „Es wurden ungeheure Mengen gegessen". Die Verwendung von koscherem Geschirr, die Vorbereitung der Speisen für den Sabbat und die Festtage brachten Mehrarbeit. Hinzu kam, daß die meisten jüdischen Männer viel unterwegs waren. Mann und Kinder kamen oft zu verschiedenen Zeiten nach Hause; die Hausfrau hatte doppelte Arbeit.

DER SABBAT

Wie alle jüdischen Feiertage beginnt auch der Sabbat am Vorabend und endet am Abend des Festtages selbst.

Während dieser Zeit wurden in den frommen Familien keinerlei Arbeiten im Haus verrichtet, kein Licht angezündet, kein Feuer gemacht. Zum Feuermachen kam, falls kein christliches Dienstmäd-

chen im Haus war, eine christliche Frau, *Schabbesgoia* genannt, die , Andersgläubige des Sabbat' [65] : morgens und nachmittags kümmerte sie sich um das Feuer im Küchenherd, auf dem die vorbereiteten Speisen gewärmt wurden; im Winter machte sie auch Feuer in den Heizöfen. Sie erhielt am Schabbes ein Stück Sabbatbrot und etwas Obst, entlohnt wurde sie am Jahresende. Auch christliche Kinder übernahmen diese Aufgabe. In manchen Familien war jedoch dieser Brauch nicht mehr wirksam. Man überwachte selbst das Feuer und zündete auch Licht an.

Auch die geschäftlichen Angelegenheiten ruhten am Sabbat, selbst der Geldbriefträger, der einer Familie einen größeren Geldbetrag bringen wollte, wurde gebeten, am nächsten Werktag wiederzukommen.

Für die Kinder der frommen Familien brachte der Schulweg ins Gymnasium nach Lahr am Sabbat besondere Vorkehrungen mit sich:

> „Als ich nach Lahr ins Gymnasium kam, durfte ich am Sabbat oder an den Feiertagen nicht mit der Bahn fahren. Mein Vater hat mir in Lahr ein Bett gemietet zum übernachten, und ich mußte am Samstag

65) Der „bereits im Alten Testament vorkommende Ausdruck" Goy (Plural: Gojim) war in Nonnenweier „allgemein gebräuchlich" und „selbstverständlich". Er enthielt „an sich" keinen negativen Unterton. „Nur wenn ein Jude von einem anderen Schabbesgoi-Dienste erwartete, nahm diese Bezeichnung einen abwertenden Sinn an: „Bin ich denn Dein Schabbesgoi?"
Bemerkenswert ist, daß der Ausdruck „Goy" von den Mitgliedern einer wohlhabenden jüdischen Familie nicht gerne gebraucht wurde: „Ein Andersgläubiger könnte dem einen falschen Sinn unterschieben". Überhaupt war diese Familie, die aufgrund ihrer Wohlhabenheit eine hervorragende Stellung im Dorf innehatte, sehr darum bemüht, in den Augen der übrigen Dorfbewohner nicht als herablassend zu gelten. Vor allem der Familienvater hielt seine Kinder dazu an, in Wort und Tun nicht den Anschein zu erwecken, man hielte sich für etwas Besseres.
Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß benachteiligte Minderheiten auf die ihnen entgegengebrachten Vorurteile u.a. mit der Herausbildung eines Gegenstereotyps reagieren, weist Hofstätter (^{4}1966, 389 f.) darauf hin, daß „das Bild des Goy im Denken jüdischer Gruppen" ebenfalls wenig beneidenswert ist.

nach Schulschluß zu Fuß die ungefähr elf Kilometer von Lahr nach Nonnenweier durch Feld und Wald gehen, meine Schultasche in Lahr lassen. Sie wurde mir am Samstagabend von einem christlichen Botengänger gebracht. Am Samstag und an Festtagen durfte ich in der Schule nicht schreiben. Selbstverständlich mußte ich an den Freitagabenden in Lahr am Gottesdienst in einem Betsaal teilnehmen."

Bedingt durch die Ritualvorschriften begannen die *Vorbereitungen für den Sabbat* schon zwei bis drei Tage vorher. Am Donnerstag machte die Hausfrau den Teig für die *Berches*, die Sabbatbrote. Dies sind „längliche Brote mit einem zopfartigen Teiggeflecht obenauf und mit Mohn bestreut". Die Brote wurden entweder von der Hausfrau geformt und zum Bäcker gebracht oder der Teig kam ungegangen zum Bäcker und wurde von diesem zu Berches geformt und gebacken. Am Freitag konnten die Brote abgeholt werden.

Auch alle übrigen Speisen für den Sabbat wurden bereits am Freitag vorbereitet, gekocht, gebacken. Die frommen Familien brachten Gerichte, die längere Zeit im Backofen garen mußten, zum Bäcker. Diese wurden dann am Sabbat vom Dienstmädchen oder von einem der Kinder wieder abgeholt. Als der Judenbäcker sein Geschäft wegen Alters aufgab, ließ der Familienvater einer der frommen Familien in einem Nebenraum seines Hauses einen Backofen aus Ziegelsteinen bauen, so daß alle Speisevorbereitungen für den Sabbat im Hause gemacht werden konnten.

Der Brauch, das Gericht für den Sabbat in einem eigens dafür bestimmten, beheizbaren Blechkasten mit Fächern, dem sogenannten Setzofen, garen zu lassen, war in Nonnenweier zu Beginn des Jahrhunderts nicht mehr üblich. Nur das früher darin zubereitete Gericht, meist eine Hülsenfrüchtesuppe, war noch beibehalten worden und behielt die Bezeichnung *gesetzte Suppe*, wurde aber beim Bäcker im Backofen gegart.[66] Nach Beendigung der Kocherei wurde schließlich das ganze Haus gereinigt und – in einer der frommen Familien – mit Sackleinen ausgelegt, um die frischgewaschenen Steinböden gegen erneute Verschmutzung mit Straßen-

66) Eine genaue Beschreibung des Setzofens gibt Bruno Stern (1968, 95).

staub zu schützen.

Am Freitagabend kamen die Männer früh nach Hause, um Toilette zu machen für den Synagogenbesuch. In einer wohlhabenden Familie erleichterte das bereits vorhandene Badezimmer mit Waschzuber die Toilette. Solcher Wohlstand war jedoch die Ausnahme.

Nur die Männer gingen am Freitag in die Synagoge. Sie trugen den Sabbatanzug und Zylinder. Alle jüdischen Männer nahmen am Gottesdienst teil, auch die ‚liberalsten', die im übrigen die Gebote nur ‚formell' beachteten. Im Haus wurden derweil die letzten Vorbereitungen für den Sabbat getroffen. Der Tisch wurde festlich gerichtet, die zwei Sabbatbrote – mit einer bestickten, samtenen Berchesdecke bedeckt – und der Wein wurden bereitgestellt. Die Hausfrau entzündete die Sabbatlichter[67] und sagte dazu einen Segensspruch. Wenn der Familienvater und die Söhne aus der Synagoge zurückkamen, war das ganze Haus in festlicher Stimmung. Die Eltern ‚benschten' (segneten) nun die Kinder, und der Vater sprach die Segenssprüche über den Wein und die Brote.

Darauf setzte man sich zum Essen nieder, welches in den meisten Familien reichhaltiger war als an den Wochentagen. Die Freitagabendmahlzeit bestand aus drei oder vier [68] Gängen: Rindfleischsuppe, eventuell einem Fischgericht, gekochtem Rindfleisch mit Kartoffelsalat und einem Dessert. Als Hauptgericht gab es manchmal auch Geflügel. Als Nachtisch reichte man etwas Gebackenes, Biskuittorte mit Weinsauce, manchmal auch Obstkuchen. Nach dem Essen wurde das Tischgebet gesagt. Anschließend saß man gemütlich beisammen, zum Teil kamen jüdische und – in einer frommen Familie – auch christliche Nachbarn ins Haus, welchen man vom Nachtisch zu essen gab.

67) Die meisten Familien hatten für diesen Zweck einen Petroleum- oder Kerzenleuchter. Wer modern sein wollte, ließ den Sabbatleuchter elektrifizieren.

68) „Der Tradition gemäß sollten es immer drei Gänge sein, weil das Manna, das die Israeliten in der Wüste gegessen hatten, aus dreierlei Lagen bestanden haben soll." Bruno Stern (1968, 93).

Am *Sabbat* ebenso wie an den Festtagen war dreimal Gottesdienst. Am Samstagmorgen gingen die Frauen meist mit in die Synagoge. Der Gottesdienst wurde normalerweise vom Kantor abgehalten. Ein Synagogenchor trug zur feierlichen Gestaltung bei. Ein- oder zweimal im Jahr kam ein Rabbiner zum Gottesdienst, meist an einem Sabbat oder Feiertag, und hielt eine Predigt. Nach dem Gottesdienst war es üblich, daß man älteren und kranken Menschen einen Besuch machte. Meistens hatte man ihnen am Freitag schon etwas ins Haus geschickt. Anschließend wurde zu Mittag gegessen. Im Winter vielleicht eine Hülsenfrüchtesuppe, im Sommer leichtere Kost, vor allem Rheinfisch[69]. In den Gasthäusern Salmen und Wolf wurden manchmal für Samstagmittag Fischgerichte so zubereitet, daß Juden sie essen konnten.

Nach dem Essen ruhten sich die Frauen aus, während die Männer in die Wirtschaft gingen, um schwarzen Kaffee zu trinken[70] und Karten zu spielen. Im allgemeinen hat man am Sabbat und an den Festtagen keinen Alkohol getrunken, von den wenigen notorischen Trunkenbolden abgesehen. Während der Woche trank man in einer Familie „zu den Mahlzeiten etwas Apfelwein, den man stets im Keller hatte". Die Aussage einer Gewährsperson, die „Juden haben mehr gesoffen als die Christen", darf man sicherlich als Verallgemeinerung einer persönlichen Neigung ansehen.

Am Nachmittag, gegen 15 Uhr, machte man den „obligaten Familienspaziergang an den Rhein, fast jede Familie machte das, alle, die nicht krank oder gebrechlich waren". Im Sommer saß man auch im Garten der Gastwirtschaft beisammen. Die Mitglieder der ‚frommen' Familien trugen kein Geld bei sich und bezahlten am Sonntag.

---

69) „Fischgerichte spielen in der jüdischen Küche eine größere Rolle als im Speisezettel der jeweiligen nichtjüdischen Nachbarn. Sie werden mit Vorliebe für den Freitagabend und den Sabbat frühzeitig vorbereitet und dann sehr oft kalt gegessen." (Guggenheim-Gruenberg, 1973, 124 f.).

70) Von den ‚liberalen' Juden in Nonnenweier wurde das Gebot, ‚milchig' und ‚fleischige' Speisen zu trennen, nicht durchgängig eingehalten, vor allem außer Hauses nicht: sie tranken Kaffee und Milch nach einem Fleischgericht, und achteten in vieler Hinsicht nicht darauf, ob sie die Dinge den Geboten entsprechend machten.

Abends wurde erst in der Synagoge, dann zu Hause *Sabbatausgang* gefeiert: Ein Becher Wein wurde eingeschenkt und ‚Havdole gemacht'[71]. Dabei reichte der Havdole-Macher die Bsome-Büchse[72] herum, damit jeder daran riechen konnte. Dann wurde die Kerze mit dem Wein ausgelöscht. Jeder der Anwesenden bekam anschließend von dem Wein zu nippen.

DIE FESTTAGE

Pessach

Das bürgerlich-jüdische Jahr beginnt im Monat Tischri (September/Oktober). Rosch Haschana heißt ‚Beginn des Jahres'. Der Jüdische Festkalender, d.h. das religiöse Jahr, beginnt jedoch im Nissan (etwa April) mit dem Pessachfest (Schereschewski: 1963, 713-734). „Man sagt, die Pessachvorbereitungen fangen an Purim[73] an." Wenn eine Familie jedoch ‚ein großes Haus' hatte, so wurde schon vorher damit begonnen. Da an Pessach kein Chomez (gesäuertes Brot) im Haus sein durfte, wurden zunächst die Schränke ausgeräumt und alles, was Chomez enthielt, aussortiert und beiseite gestellt. Dann wurde das ganze Haus von oben bis unten gereinigt.

An Pessach wurden ausschließlich ungesäuerte Brote, Mazzen, gegessen. Es gab keinen Mazzenbäcker am Ort. Die Mazzen wurden von dem in einem Nachbarort ansässigen Mazzenbäcker geschickt, entweder in großen Paketen, oder ein paar Tage vor Pessach in einem Wagen, der in Nonnenweier in einem Raum untergestellt wurde. Dort holten dann die Leute die Mazzen ab. Auch alle anderen Lebensmittel wurden ‚koscher schell Pessach' eingekauft.

An Pessach durfte nicht das ‚alltägliche' Geschirr verwendet werden. Es gab sowohl für ‚milchige' wie für ‚fleischige' Speisen besonderes, ‚feiertägliches' Geschirr, welches „in großen Behältern

71) Havdala heißt Unterscheidung und ist der Segensspruch der „unterscheidet zwischen Wochentag und Festtag. Man dankt Gott, daß er den Sabbat gemacht hat".

72) Besonim-Büchse: sie enthielt wohlduftende Gewürze.

73) Losfest, siehe weiter unten.

auf dem Speicher aufbewahrt wurde". Einige Tage vor Pessach wurde das Geschirr ausgetauscht: das ‚feiertägliche' Geschirr wurden vom Speicher heruntergeholt, das ‚alltägliche' für die Zeit der Festtage hinaufgetragen. Eine Familie besaß eine ‚pessachtige' Kaffeemühle: „die hat die Reise durch das ganze Dorf gemacht".

Am Abend vor Erev Pessach (der Tag vor Pessach) war *Chomezbattel*: Alles noch im Haus befindliche Gesäuerte wurde gesammelt.

> „Der Hausherr, gefolgt von den Kindern, ging mit einer Schaufel, einem Federwisch und einer brennenden Kerze durch das ganze Haus, um nachzusehen, ob kein Chomez vergessen worden war. Diese Handlung war mehr symbolischer Natur, denn im Prinzip sollte das Haus bereits frei von Chomez sein. Man hatte jedoch in einer Ecke oder einem Schrank ein paar Krümel gelassen. Diese wurden dann vom Hausherrn mit dem Federwisch in die Tüte gefegt, und alles zusammen, also auch der Federwisch, wurde am nächsten Morgen verbrannt."

Am Morgen von Erev Pessach mußte das Frühstück um halb zehn beendet und das ‚chomeztige' Geschirr weggeräumt sein. Alles Brot und alles ‚nicht Pessachtige' mußte aus dem Haus sein, damit die Küche und das Haus nur noch ‚jontefftig', feiertäglich, waren. Etwa noch im Haus vorhandene ‚chomeztige' Vorräte wurden entweder „symbolisch an einen befreundeten Christen verkauft" oder dem christlichen Dienstmädchen oder Knecht mitgegeben.

Bis zur Seder-Feier am Abend durften weder Brot noch Mazzen gegessen werden. Am Abend gingen die Männer in die Synagoge. Anschließend wurde zu Hause im Familienkreis der traditionelle *Sederabend* gefeiert. Normalerweise hat jede Familie bei sich den Seder gegeben. Wenn mehrere Generationen am Ort waren und beide Großeltern noch lebten, hat der Großvater die ganze Familie zu sich eingeladen. Zum Sederabend hat man auch Gäste ins Haus geladen: Verwandte oder Bekannte von auswärts, die im Dorf zu Besuch weilten; Freunde auf Durchreise; alleinstehende Gemeindemitglieder, die zu Hause keinen Seder gaben.

Der Sederabend wurde nach der Ordnung durchgeführt (Seder heißt Ordnung), die in der Haggadah, d.h. der Erzählung von dem Auszuge Israels aus Ägypten, steht. Auf dem Tisch stand die Sederschüssel mit den während der Feier benötigten rituellen Speisen: dazu gehörten drei aufeinanderliegende Mazzen, Petersilie, ein Gefäß mit Essig, Bitterkraut (Meerrettich), das Charoset[74], ein gekochtes Ei, ein großer Lammknochen.

Der Seder wurde mit dem Kiddusch-Gebet, dem Segen über den Wein, eingeleitet. Dann bekam jeder vom Wein zu trinken, was während des Abends noch viermal wiederholt wurde. Wenn die Gläser zum zweiten Male gefüllt wurden, stellte der Jüngste der Tischgesellschaft die in der Haggadah geschriebenen Fragen: „Was zeichnet diese Nacht besonders aus von allen anderen Nächten?" usw. Darauf gab der Hausherr aus der Haggadah die Antworten. Dabei wurde erklärt, welche Bewandtnis es mit Pessach[75] hat, warum man ungesäuertes Brot und Bitterkräuter verzehrt.

Vor der Abendmahlzeit wuschen sich alle Anwesenden die Hände und sagten Segenswünsche. Nach dem Essen begann ein gemütlicher Teil des Abends, „man hat viele Psalmen gesprochen und sich unterhalten über den Inhalt der Haggadah und über deren Auslegung". Wenn unter den Anwesenden gelehrte Leute waren, die sich darauf verstanden, die Haggadah zu interpretieren, „hat sich der Abend ausgedehnt". In Nonnenweier war dies aber nicht der Fall: „die Leute haben nur gewußt, was für Aussprüche in der Haggadah stehen".[76]

---

74) Ein süßes, braunes Fruchtmus, welches den Lehm versinnbildlichen soll, aus dem die Juden in Ägypten Ziegel machen mußten.

75) Pessach heißt Überschreitung und erinnert daran, daß der Herr, welcher die Erstgeborenen der Ägypter erschlug, über die Häuser der Juden hinwegschritt, welche die Türpfosten mit dem Blut des Opferlammes gekennzeichnet hatten. Vgl. hierzu: Erzählung ... (1914, 28).

76) Ein Nonnenweierer Jude, einer ‚liberalen' Familie angehörig, erzählte lachend, er habe von den religiösen Bräuchen so gut wie nichts gewußt. Als er einmal den Purim-Ball organisieren sollte, mußte er „erst im Brockhaus nachschlagen", was es mit Purim auf sich hatte.

An Pessach, wie auch am Sabbat und an allen anderen Feiertagen, war dreimal am Tag Gottesdienst. Doch war in der Gestaltung des Gottesdienstes am Sabbat und an den Feiertagen ein großer Unterschied. Während am Sabbat der Kantor alle Gebete selbst vorbetete, haben an den Feiertagen Laien das Musafgebet gesungen. „Ich erinnere mich an etwa drei sogenannte Baal Tefilot, Laienvorbeter; sie verwendeten die Melodien von alten deutschen Volksliedern, z.B. ‚Sommers letzte Rose'. Es war natürlich eigenartig, hebräische Lieder nach Volksliedermelodien zu hören, und ich habe das immer besonders genossen."

Als kulinarische Spezialität am *ersten Pessachtag* gab es ‚nach jüdischer Art zubereiteten Hecht'[77] sowie ein aus Mazzen zubereitetes Dessert, das Schalet[78], welches mit gekochtem Obst oder Weincreme gegessen wurde. Es war üblich, nach dem zweiten Pessach-Tag den christlichen Nachbarn Mazzen zu bringen, um sie so an dem Fest „teilhaben zu lassen". Das Mazzenaustragen besorgten die Kinder, jeweils zwei oder drei Mazzen lieferten sie ab, sehr zur Freude der Empfänger. Als Belohnung erhielten sie Süßigkeiten, oder – wenn Pessach mit Ostern zusammenfiel – braungefärbte Ostereier.

Am *zweiten Pessachabend* wurde mit dem Omerzählen[79], dem Zählen der Tage bis Schavuot, begonnen.

---

77) Die jüdische Art Fisch zuzubereiten, ist von Gegend zu Gegend verschieden und „kann zur Abgrenzung der ehemaligen jiddischen Dialektlandschaft dienen" (Guggenheim-Gruenberg: 1973, 124 f., Karte 49). In Nonnenweier wurde der Fisch mit Zwiebeln, Knoblauch und Petersilie in einer weißen Mehlsoße am Vortag gekocht, dann gestockt und kalt verzehrt.

78) „Bestehend aus eingeweichten, ausgedrückten Mazzen, Eiern, vermengt mit Zucker, Rosinen, Äpfeln und Mazzenmehl, wird in der Kasserolle gebacken und kalt serviert."

79) Pessach dauert insgesamt acht Tage mit jeweils zwei Feiertagen am Anfang und am Ende, dazwischen liegen Halbfeiertage. In diese Zeit fällt das Reifen der Gerste und somit hat das Fest auch die Bedeutung einer bäuerlichen Frühjahrsfeier. Am 2. Pessachtag wurde das erste Omer (ca. 2 1/4 l) Gerste der neuen Ernte dargebracht. Von diesem Tage an zählte man die 50 Tage bis Schawuot, dem Wochenfest. Dieses Zählen der Tage

Schavuot (Wochenfest)

Sieben Wochen nach Pessach ist *Schavuot*. An diesem Fest wird die Gesetzgebung am Sinai gefeiert. Die Synagoge wurde mit jungen Bäumen und Frühjahrsblumen geschmückt. Auch im Haus wurden Blumen aufgestellt. Nach dem Abendgottesdienst und dem Abendessen trafen sich die Männer zum ‚Lernen', dem gemeinsamen Studium der Thora und der Gebete. Fast alle Männer beteiligten sich an dem vorgeschriebenen ‚Lernen', das an ‚Schewues' die ganze Nacht dauerte.

In Nonnenweier wurde an Schewues der ‚Koletsch' gebacken, ein „Hefezopf mit Rosinen". Eine Gewährsperson nannte Käsekuchen als traditionelles Schavuot-Gebäck in der Familie; ihre Mutter war im Schwäbischen (Mühringen bei Horb) aufgewachsen und hatte diesen Brauch nach Nonnenweier mitgebracht.[80] Der ‚Koletsch' wurde vor allem für die Kinder gebacken, „um sie für fleißiges Omerzählen zu belohnen". „Man sagte, daß der Koletsch nicht gerät, wenn man das Omern vergessen hatte." Nach ‚Schewues' kamen bis Tischoh Be Aw längere Zeit keine Feiertage.

Tischoh Be Av

Tischoh Be Av ist der Trauer- und Fasttag zum Gedenken an die Zerstörung des Tempels. In den neun Tagen, welche vorangehen, wurden im Haus nur milchige Speisen verwendet. Nur wer auf Reisen war, durfte auch Fleisch essen. Daher das Sprichwort: „In den neun Tagen verreisen die Rabbiner". Tischoh Be Av, der zehnte Tag, war ein strenger Fasttag, für Männer und Frauen, an dem auch das Trinken verboten war. Dagegen war das Rauchen erlaubt. Für Christen, die viel mit Juden zusammenkamen und ihre religiösen Gebräuche kennenlernten, gab es oft genug Grund zur Verwunderung. So erzählte man, ein christliches Dienstmädchen solle

war früher notwendig, da es keine festen Kalender gab. Die Beibehaltung des Omerzählens wertet Thieberger (1936, 145 ff.) als ein Zeichen für die „konservative Grundhaltung der jüdischen Seele".

80) Die Trennungslinie koulets/Käsekuchen entspricht in etwa der Grenze, welche das alemannische vom fränkischen Sprachgebiet trennt (Guggenheim-Gruenberg: 1973, 29 u. Karte 13, 52;53).

einmal gesagt haben, sie kenne sich bei den Juden nicht mehr aus: „Am Schabbes esse se am Tisch und rauche im Klosett, am Tischov Be Av rauche se im Zimmer und esse im Abort und am Jom Kippur esse und rauche se im Klosett." Diese Anekdote, von einer jüdischen Gewährsperson erzählt, ist vielsagend: das christliche Dienstmädchen wird als außenstehende Beobachterin eines kuriosen Verhaltens dargestellt, ‚die Juden' kennen offensichtlich allerlei Wege, die religiösen Ge- und Verbote zu umgehen, das ist bekannt und aufgrund der überspitzten Darstellungsweise gibt es Grund zum Lachen.

Rosch Haschanah und Jom Kippur

Die hohen Feiertage, welche mit *Rosch Haschanah* beginnen und mit *Jom Kippur* enden, werden auch ‚Tage der Ehrfurcht' oder ‚gewaltige Tage' genannt. Rosch Haschanah ist ohne Bezug zu Geschichte und Natur. Es ist das Fest der Religion schlechthin. An Rosch Haschanah, dem ‚Tag der Rechenschaft', steht jeder einzelne und Israel vor Gott im Gericht (Thieberger: 1936, 145 f.).

Während des ganzen Monats Elul wurde in der Synagoge bei geöffnetem Thoraschrein das Schofar geblasen. Die Christen nannten es das ‚Winterhörnle', weil mit dem Monat Elul der Winter anfängt. An den besonderen Bet- und Bußtagen, welche Rosch Haschanah vorausgingen, wurden die männlichen Gemeindemitglieder mitten in der Nacht, noch vor Sonnenaufgang, zum Gebet in die Synagoge gerufen: der Schammes ging von Haus zu Haus und weckte die Männer.

In der Zeit vor dem Fest wurden Gratulationsbriefe geschrieben an Verwandte und Bekannte. An Rosch Haschanah war die Synagoge ganz weiß verkleidet. Alle Gemeindemitglieder brachten weiße Tücher mit, um die Gebetstische abzudecken. Alle Männer, die mindestens ein Jahr lang verheiratet waren, zogen ihre Totenkleider an. Nach dem Gottesdienst wünschte man seinen Verwandten und Freunden ein gutes Neues Jahr. Im Laufe des Tages besuchte man sich gegenseitig, um einander das Neue Jahr anzuwünschen.

Am ersten Tag von Rosch Haschanah machte man *Taschlich*[81]:

jeder ging für sich an ein fließendes Gewässer, sprach dort ein bestimmtes Gebet und ‚warf die Sünden ins Wasser'. Auch die Kleider wurden dabei benetzt. Am Abend des ersten Tages kam der‚Süßapfel mit Honig' auf den Tisch. Er wurde vor der Mahlzeit unter den Anwesenden aufgeteilt und gegessen, als Symbol der guten Wünsche: ‚Möge das Neue Jahr versüßt sein'.

Zwischen Rosch Haschanah und Jom Kippur liegen Trauertage. „Sie sollen einem den Ernst des Lebens zu Gemüte führen." An jedem Tag war Gottesdienst. Auch wurden an diesen Tagen – wie auch schon vor Rosch Haschanah – die Friedhöfe besucht. Das Jahr über „sollen die Toten ruhen". Nur auf die Feiertage wurden die Gräber besucht, oder wenn jemand Jahrzeit[82] hatte.

Am *Erev Jom Kippur* wurde in der Synagoge das große Kol Nidre Gebet, das Gelübdegebet, gesprochen. Hierzu lud man auch christliche Bekannte, die einmal am Gottesdienst teilnehmen wollten, in die Synagoge ein. Am Kol Nidre Abend hielt regelmäßig die Gendarmerie Wache vor der Synagoge, „um Störungen durch Rowdies und Betrunkene zu verhüten".

Sukkot (Laubhüttenfest)

Drei Tage nach Jom Kippur beginnt das *Laubhüttenfest.* Sieben Tage lang sollen die Juden in Hütten wohnen zum Gedenken daran, daß sie in Hütten lebten, als Gott sie aus Ägypten führte.[83] Gleichzeitig ist *Sukkot* Erntedankfest.

Zu Beginn des Jahrhunderts wurden in Nonnenweier noch von mehreren Familien Laubhütten gebaut, mit Sicherheit bis zum Ende des 1. Weltkrieges. Die Laubhütten wurden mit Früchten und farbigen Bändern ausgeschmückt. Wenn es nicht regnete, hat man alle Mahlzeiten in der Sukke eingenommen. Ob der Brauch, Laubhütten zu bauen, nach 1918 noch weitergeführt wurde, konnte nicht mit Sicherheit bestätigt werden. In einer Familie soll schon

81) Taschlich heißt ‚werfen wirst du'.

82) D.h. der Jahrestag des Todes eines Familienagehörigen in diese Zeit fiel.

83) Vgl. 3. Mos 23:33-43, zitiert nach Ehrmann (1937a, 4 f.).

seit der Zeit der Großeltern keine Laubhütte mehr gebaut worden sein. Die Mutter der Gewährsperson soll erzählt haben, daß „zur Zeit als sie noch nicht verheiratet war [d.h. vor 1906], der Familie an Sukkos ein schlimmer Streich gespielt wurde. Nichtjuden stellten eine Kuh in die Laubhütte und verunreinigten diese somit. Der Großvater, welcher hinzueilte, soll geschlagen worden sein und soll an den Folgen davon gestorben sein". Die Laubhütten waren auch andernorts beliebte Objekte für ‚Neckereien' von Seiten der Nichtjuden (Jeggle: 1969, 264). Nach Ansicht einer anderen Gewährsperson ist es jedoch „wenig wahrscheinlich, daß eine Kuh in einer Laubhütte Platz gehabt hat: die Hütten waren klein, die Eingangstüre schmal und der Innenraum durch den Tisch und die Sitzgelegenheiten ausgefüllt". Was wirklich vorgefallen ist, läßt sich nicht mehr rekonstruieren.

Chanukkah (Lichterfest)

Chanukkah war ein fröhliches Fest zur Erinnerung an die Makkabäerkämpfe. Acht Tage lang wurden jeden Abend die Chanukkah-Lichter angezündet[84], erst in der Synagoge und dann zu Hause: am ersten Tag eines, am zweiten Tag zwei und so jeden Tag eines mehr bis zum achten Tag. Nach dem Entzünden der Lichter sangen alle Anwesenden das vorgeschriebene Lied: „Gott der Menschen Schirm und Hort..."

Der in den Familien benutzte Chanukkaleuchter war nicht unbedingt aus kostbarem Material. In einer Familie wurde die Menora selbst hergestellt, der Familienvater „hat dazu auf ein Holzscheit kleine Kerzen aufgedrückt, die er sich aus einer schmiegsamen Rolle von dünnen Wachskerzen schnitt". Solange die Kerzen brannten, ruhte die Arbeit. Nach dem Abendessen vertrieben sich Erwachsene und Kinder die Zeit mit einem Würfelspiel, dem ‚Trenderle'. Man spielte um kleine Geldbeträge oder um Nüsse. Oft nahmen

84) Zur Erinnerung daran, daß die Hasmonäer (= Makkabäer), als sie nach ihren Siegen über die Seleukiden (168-165 v.Chr.) den Tempel weihen wollten, nur noch einen einzigen Krug mit geweihtem Öl fanden, gerade genug für einen Tag. Da geschah ein Lichtwunder: das Öl brannte sieben Tage lang.

Gäste daran teil. An Chanukkah bekamen die Kinder von ihren Eltern und von auswärtigen Verwandten neue Kleider und Schuhe geschenkt. Ein Höhepunkt des Festes war der Chanukkah-Ball im Saal der Judenwirtschaft, zu dem auch Gäste aus den umliegenden Gemeinden kamen. Die Kinder führten an diesem Abend ein Theaterstück auf. Ein jüdischer Einwohner erinnerte sich daran, in einem Stück über die Hasmonäer den Mattitjahu (einer der Makkabäer) gespielt zu haben.

Purim (Losfest)

Purim erinnert an die Rettung der Juden vor dem Mordanschlag Hamans[85] durch die Königin Ester. Die Vorgänge sind in der Megilla Ester, der Ester-Rolle, niedergelegt, die jeweils am Abend und am Morgen von Purim in der Synagoge verlesen wird. Das Anhören der Ester-Rolle gehört zu den religiösen Pflichten der Frau. Wenn eine Frau krank war, kam der Kantor zu ihr ins Haus und las ihr die Megilla vor.

Purim ist ein Fest der Freude und der Nächstenliebe. „Jeder soll an diesem Tag gut essen", auch die Armen sollen nicht darben. Alkoholgenuß ist an diesem Fest erlaubt, ja geboten. Es war Brauch, Erbsensuppe mit Rauchfleisch zu kochen und ‚Purimküchle'[86] zu backen. In manchen Familien gab es ‚Hamantaschen'. An die Kinder wurden in der Synagoge Süßigkeiten verteilt. Seinen Verwandten und Freunden schickte man das Schlachmones[87], eßbare Gaben, wie dies in der Megilla festgelegt ist. Den Armen gab man außerdem kleine Geldspenden. Die Gaben wurden durch die Kinder überbracht, welche an Purim kostümiert durchs Dorf zogen. Schon wochenlang vorher hatten sie sich auf die Verkleidung vorbereitet, die meist mit geringen Mitteln, aber viel Phantasie aus „alten Klamotten" hergestellt wurde. „Ich erinnere mich, daß ich einmal als Kaminfeger verkleidet war, mit Zylinder und kleiner

85) Pur ist das Los, das Haman geworfen hatte, um den Tag der Ausrottung der Juden zu bestimmen.

86) Fettgebackene Küchlein, den ‚Fasnetküchle' der Christen ähnlich.

87) Von hebräisch: Mischloach Manot, i.e. die als Purimgeschenke einander zugesandten Speisen (Ehrmann: 1937, 39, Fußnote 2 und 15).

Leiter, und meine Schwester als Rotkäppchen."

Von Ludwig Frank, der zur Elterngeneration der Gewährsleute zu rechnen ist, wird berichtet, daß er als Kind zusammen mit seiner Cousine verkleidet von Haus zu Haus ging, „die beiden hatten eine Drehorgel und sangen dazu. Dafür bekamen sie von den Leuten ein paar Pfennig." Zum Abschluß des fröhlichen Tages gingen einige Jugendliche zum Purimball nach Kippenheim. Veranstaltet wurde der Ball vom Kippenheimer Jugendbund.

BESONDERE EREIGNISSE IM LEBENSZYKLUS

Geburt

Früher war es nicht üblich, daß die Frauen zum Entbinden ins Spital gingen. Sie brachten ihre Kinder zu Hause auf die Welt, im Beisein einer christlichen Hebamme. Nur bei schweren Geburten rief man den Arzt aus einer Nachbargemeinde zu Hilfe. Für die Zeit der Entbindung nahm man eine jüdische Wochenbettpflegerin ins Haus, die zwei bis drei Wochen lang dablieb. Diese Frau kam von auswärts, da es in Nonnenweier niemanden Geeignetes gab.

Brit Milah (Beschneidung)

Wenn ein Junge geboren war, half die Wochenbettpflegerin mit bei den Vorbereitungen für die Beschneidung, die am achten Lebenstage im Elternhaus des Neugeborenen stattfand. Durch die Beschneidung „wird der Junge aufgenommen in den Bund, den Abraham mit Gott geschlossen hat".

Am Tag der Beschneidung kamen viele Verwandte und Bekannte ins Haus. Alle Anwesenden, Männer, Frauen und Kinder, sollten die *Brit Milah* in Erfüllung der Gebote miterleben. In der Praxis verhielt es sich jedoch so, daß meistens nur die Männer im Beschneidungszimmer dabei waren, während die Frauen und Kinder sich in den anderen Räumen aufhielten. Dies mag daran gelegen haben, daß die Zimmer in den meisten Häusern klein waren, und daß bei der Beschneidung, wenn die Segenssprüche gesagt werden, mindestens zehn Männer, *Minjan,* dabei sein müssen.



Geburtshaus von Ludwig Frank, Landtags- und Reichstagsabgeordneter der SPD. Als Kriegsfreiwilliger 1914 gefallen.

Aufnahme: A. Strebler

Der Mohel, welcher die Beschneidung rituell durchführte, kam wahrscheinlich von auswärts. Eine wichtige Rolle spielten die Gevattersleute, meist die Mutter des Vaters und der Vater der Mutter: während erstere, von den anwesenden Frauen begleitet, das Kind bis an die Tür des Raumes brachte, in welchem die Beschneidung stattfinden sollte, nahm letzterer den Knaben dort in Empfang. Als Gevattersgeschenk bekam der Neugeborene ein Halsband, in

das Münzen eingenäht waren. Bei der Beschneidung erhielt das Kind einen jüdischen Namen.

Holegrasch (das Namensgebungsfest)

Die Wöchnerin verließ erstmalig an einem Samstag einige Wochen nach der Geburt das Haus. Ihr erster Weg führte in die Synagoge. Am Nachmittag wurde zu Hause ein kleines Fest abgehalten, die *Holegrasch.* Diese fand sowohl bei neugeborenen Mädchen als auch bei Buben statt. Die Verwandten, vor allem aber die jüdischen Kinder aus dem Dorf, wurden dazu eingeladen. Das Neugeborene lag in einem Korb, alle Kinder stellten sich um den Korb herum. Zunächst wurde ein Gebet gesprochen. Dann hoben die größeren Kinder den Korb mit dem Neugeborenen dreimal in die Höhe, und alle riefen dazu: „Holegrasch, Holegrasch, wie soll's Bubbele heiße?" Dabei wurde der weltliche Name des Kindes genannt: „'s Bubbele soll Schoschana heiße!" Anschließend bekamen alle anwesenden Kinder Schleckereien. In Nonnenweier kam dieses Ereignis jedoch nur noch sehr selten vor, denn es gab sehr wenig Nachwuchs.

Mappe (das Thorawickelband)

Aus der bei der Beschneidung gebrauchten Windel fertigte man die *Mappe* an, das Thorawickelband, das der Knabe zu seinem ersten Synagogenbesuch mitnahm. Die Windel wurde dazu in etwa 20cm breite Streifen geschnitten, die zu einer etwa drei Meter langen Binde zusammengenäht wurden (Guggenheim-Gruenberg: 1973, 54-55, Karte 14). Die Mappe war hübsch dekoriert: stammte das Kind zum Beispiel aus der Familie Baum, so wurde das Band mit Bäumen und Früchten bemalt oder bestickt.

Bar Mitzwah

Bar Mitzwah, ‚Sohn der Pflicht', nennt man einen jüdischen Knaben, der am Sabbat nach Vollendung des dreizehnten Lebensjahres feierlich als vollwertiges Mitglied in der Synagogengemeinde aufgenommen wird (Stern: 1968, 119).

Die Bar Mitzwah war ein wichtiges Ereignis. Schon monatelang

vorher wurde der Bar Mitzwah-Junge vom jüdischen Kantor darin unterrichtet, den Abschnitt aus der Thora vorzulesen, welchen er während der Feier in der Synagoge sprechen sollte; ebenso lernte er die Segenssprüche, welche vor und nach der Thoravorlesung gesprochen wurden. Nach dem Gottesdienst am Bar Mitzwah-Tag kamen die meisten Gemeindemitglieder zum Gratulationsbesuch ins Elternhaus und wurden mit Kuchen und Wein bewirtet. Nachmittags, um die Zeit des Minchah-Gottesdienstes, fand im Haus ein Bar Mitzwah-Essen für die Freunde des Jungen statt. „Dabei gab es regelmäßig für jeden Jungen zwei Cervelatwürste und Kartoffelsalat, dazu Süßigkeiten und Getränke." Alle eingeladenen Jungen brachten kleine Geschenke, „Taschenmesser, Geldbeutel, Kämme" und dergleichen mit. Auch christliche Jungen nahmen teil, „An meiner Bar Mitzwah kam ein gewisser Adolf Hundertpfund extra aus Allmannsweier und brachte mir Oliver Twist von Dickens." Von dem Augenblick an, wo ein Junge Bar Mitzwah war, galt er als Mann und nahm an allen religiösen Pflichten teil..

Verlobung und Hochzeit

Aussteuer. Die jüdischen Familien waren darum besorgt, ihren Töchtern eine gute Aussteuer mit in die Ehe zu geben. Schon während der Jugendzeit der Mädchen wurde damit begonnen, die Aussteuer zu kaufen. In einer Familie lieferte „ein Onkel in Karlsruhe, der ein Spezialwäschegeschäft hatte, nach und nach die Tisch- und Bettwäsche". Die für die Beschaffung der Aussteuer nötigen Mittel wurden im Familienbudget besonders berücksichtigt. In einer Familie wurde der Erlös aus dem Verkauf der Milch einer Kuh ausschließlich dafür verwendet. Kam es dann zur Verlobung, so wurde in der Zeit bis zur Hochzeit die Aussteuer vervollständigt, die Tischwäsche bestickt und aus der vorher gelieferten Meterware Bettwäsche genäht. Auch kamen schon Geschenke.

Wahl des Ehepartners. Der Ehepartner wurde einerseits durch individuell familiäre Gründe bestimmt, andererseits durch den Einfluß der jüdischen Dorfgemeinde als Gesamtgruppe. Die Familie suchte bei der Wahl des Ehepartners entweder direkt Einfluß zu nehmen oder durch Schaffen geeigneter Umstände die Geschicke zu steuern.

Direkte Einflußnahme der Eltern: Der Ehepartner für einen Sohn oder eine Tochter im heiratsfähigen Alter wurde durch die Eltern oder durch einen Elternteil bestimmt, zum Teil ungeachtet der eventuellen eigenen Wünsche der jungen Leute:

> Aus dem 19. Jahrhundert ist ein Fall bekannt, in dem die Mutter eines heiratsfähigen Mädchens dessen Mann bestimmte, gegen den Willen der Tochter, die einen anderen heiraten wollte. Der von der Mutter gewählte junge Mann war der Sohn des Mannes, den sie selbst geliebt hatte, aber nicht heiraten konnte, da auch ihre Ehe von den Eltern „angezettelt" worden war.

Ausgewählt wurden die Ehepartner innerhalb der eigenen Verwandtschaft, im Freundes- oder Bekanntenkreis der Eltern. Man führte zusammen, was man kannte:

> Die Eltern einer Gewährsperson waren Cousin und Cousine. Eine weitere Gewährsperson heiratete in zweiter Ehe ihren Cousin; auch der Iwan Meyer'sche Stammbaum (Meyer: 1927, 32) läßt auf Eheschließungen innerhalb der eigenen Sippe schließen.

Auch wenn die Begegnung zwischen zwei künftigen Ehepartnern ‚spontan' zustande gekommen war – innerhalb der eigenen Verwandtschaft, unter Nachbarskindern, im jugendlichen Freundeskreis, dürfte die Zustimmung der Eltern für das Zustandekommen der Ehe bestimmend gewesen sein. Der durch die geographische Nähe und durch persönliche Beziehungen abgesteckte Radius war jedoch zu klein, um für alle heiratsfähigen Söhne und Töchter eine passende Möglichkeit zur Eheschließung zu finden. Es wurden daher *Schadchen*, Vermittler, eingeschaltet, die zwischen zwei oder mehreren Orten umherkamen und wußten, wo ein Sohn, wo eine Tochter zu verheiraten war:

> So fanden mehrere Eheschließungen statt, bei denen durch Vermittlung der eine Partner von auswärts nach Nonnenweier kam, und umgekehrt Nonnenweierer nach auswärts heirateten. „Das kommt auch heute noch vor," meint eine Gewährsperson, „daß Ehen vermittelt werden, auch bei Nichtjuden, und gibt nicht die schlechtesten Ehen." Gegen die Auffassung, die Töchter würden ‚verschachert', verwehrt man sich.[88]

Insgesamt wurde etwa die Hälfte der jungen Leute, die am Ort

keinen geeigneten Partner fanden, durch Schadchen vermittelt.

Schaffen geeigneter Umstände: In einer wohlhabenden Familie versuchte man, den Töchtern Gelegenheit zu geben, außerhalb des dörflichen Horizontes „etwas vom allgemeinen Leben zu erfahren". „In meiner Mädchenzeit weilte ich häufig bei Verwandten in Frankfurt und Zürich. Ich besuchte die Tanzschule in Frankfurt." Hierbei ergab sich auch die Gelegenheit, einen passenden Ehepartner zu finden – die Gewährsperson lernte ihren zukünftigen Mann auf einer Gesellschaft bei ihren Verwandten in Frankfurt kennen.

Im Laufe der Zeit begann jedoch die Einflußnahme der Eltern an Gewicht zu verlieren. Die jungen Leute, welche auswärts studierten und in die Stadt zogen, sprengten den elterlichen und dörflichen Rahmen und fanden ihre Ehepartner eher in ihrem neuen Lebenskreis.

Einfluß der jüdischen Gemeinde: In ihrem Bestreben, als religiöse und ethnische Minderheit fortzubestehen, konnte die jüdische Dorfgemeinde Eheschließungen mit Nichtjuden nicht dulden. Auch noch im 20. Jahrhundert schieden Nichtjuden als Ehepartner aus, und zwar sowohl in Nonnenweier selbst als auch bei Eheschließungen mit einem Partner aus einer anderen Landgemeinde.

Jugendfreundschaften zwischen Juden und Christen führten daher in keinem Fall zu einer Eheschließung. Seinen Eltern zuliebe konnte man keinen christlichen Partner heiraten. Von Seiten der protestantischen Dorfbewohner wäre einer Eheschließung mit einem jüdischen Partner anscheinend nichts im Wege gestanden:

> Eine Gewährsperson berichtet, daß ein befreundetes junges Mädchen aus Nonnenweier ihn eines Tages gefragt habe, welchen Glaubens er sei. Als er antwortete, er sei Jude, was sie sehr erleichtert darüber, daß er „kein Katholik" sei, denn ihre Eltern würden sie totschlagen, wenn sie einen katholischen Partner würde heiraten wol-

88) Die Ehevermittlung wird von den jüdischen Gewährspersonen zum Teil als heikles Thema betrachtet, anscheinend aufgrund der Einstellung der christlichen Umwelt, welche dabei vordergründig den ‚Kaufpreis' als wesentliches Merkmal sieht.

len. Der jüdische junge Mann gab ihr daraufhin zu verstehen, daß er „seinen Eltern zuliebe nie ein christliches Mädchen heiraten" könne.

Die dominierende Gruppe hatte offenbar keine Hemmungen, durch Heirat Mitglieder der religiösen Minderheit zu absorbieren. Dagegen waren bei den Protestanten die Katholiken Erzfeinde, und schieden als Ehepartner aus, zum Teil unter schlimmsten Sanktionen.

Vereinzelt verheirateten sich jüdische Nonnenweierer nach ihrem Wegzug in die Stadt mit einem christlichen Partner. Dies führte oft zum Abbruch der Beziehungen mit der Familie.

Eine junge jüdische Frau versuchte, den Konflikt zwischen persönlicher Neigung und Rücksichtnahme gegenüber der Gemeinschaft zu lösen, indem sie mit ihrem christlichen Freund auswärts unverheiratet zusammenlebte. Sie kam oft allein zu Besuch nach Nonnenweier, jeder wußte um das Verhältnis, ohne daß es zu einem Abbruch der Beziehungen gekommen wäre. Schließlich führte der Konflikt zu einem tragischen Ende – die junge Frau, deren prekäre Lage in der Nazizeit untragbar wurde, beging Selbstmord.

Verlobung und Hochzeit: Die Verlobungszeit dauerte in der Regel einige Monate. Die standesamtliche Trauung fand meist in Nonnenweier statt. Dagegen wurden die religiöse Trauung und das Hochzeitsessen gerne in eine nahegelegene Stadt verlegt, nach Offenburg oder Baden-Baden, wo es große koschere Gaststätten gab. In Nonnenweier selbst war eine Trauung mit großen Umständen verbunden: Rabbiner, Utensilien, Trauhimmel mußten von auswärts kommen. Auch gab es keine Möglichkeit, die vielen Hochzeitsgäste zu bewirten und unterzubringen. Nur eine Gewährsperson kann sich daran erinnern, einmal einer Trauung in Nonnenweier beigewohnt zu haben: „Die Leute gingen zu Fuß in einem Festzug zur Synagoge, voran die Braut, von ihrem Vater geführt, am Schluß des Zuges der Bräutigam mit seiner Mutter."

Nach der Hochzeit zogen die Paare zu ihrem gemeinsamen neuen Wohnsitz, wenn sie nicht zu den wenigen gehörten, die in Nonnenweier verblieben.

Krankheit und Tod

Um die Kranken im Ort – Juden wie Christen – kümmerten sich zwei Krankenschwestern vom evangelischen Schwesternheim. Diese Schwestern übernahmen auch die Krankenwache und Nachtwache bei schwerkranken Juden. Sie wurden dabei durch die Mitglieder des Krankenvereins unterstützt: war ein Mann krank, so kamen Mitglieder des Männervereins, bei einer Frau Mitglieder des Frauenvereins. Wenn es mit einem Kranken zu Ende ging, kamen bei einem Mann die Männer und bei einer Frau die Frauen am Sterbebett zusammen, um zu beten. Beim Tod eines Mannes wurde die vorgeschriebene Totenwäsche durch die Männer durchgeführt. Danach wurde dem Verstorbenen das weiße Totenkleid, das *Sargnes*, und eine Kopfbedeckung angezogen. Jeder erwachsene Jude hatte das Sargnes im Haus und trug es am Jom Kippur zum Gottesdienst in der Synagoge, über dem Anzug. Beim Tod einer Frau wurde die Leichenwäsche durch die Frauen durchgeführt. Auch für Frauen gab es ein Sterbekleid und eine Kopfbedeckung.

Vom Augenblick des Todes an bis zur Beerdigung hielt man bei dem Verstorbenen abwechselnd Totenwache: „Man läßt eine Leiche nicht allein." Das Betreuen der Toten ist eine *Mitzwe*, ein religiöses Gebot.

Tote galten als unrein. Verließ jemand das Haus eines Toten, so wusch er sich die Hände am Brunnen beim Haus und trocknete sie an einem dort dafür aufgehängten Handtuch, welches nicht wieder verwendet werden durfte.

Beerdigung und Trauer

Die Toten wurden in einem einfachen Holzsarg begraben. Die Beerdigung fand nach zwei Tagen statt. Dazu kam der Bezirksrabbiner von Offenburg. Der Verstorbene wurde im Totenwagen der jüdischen Gemeinde, der von zwei schwarzbekleideten Pferden gezogen wurde, zum Friedhof gefahren. Manchmal wurde auch der Totenwagen der christlichen Gemeinde ausgeliehen. Im Anschluß an die Beerdigung durften die Angehörigen des Verstorbenen sieben Tage lang das Haus nicht verlassen. Während dieser Zeit saßen sie

auf niedrigen Stühlen: man nannte dies *Schiwositzen.* Auch durfte im Trauerhaus nicht gekocht werden. Die Leute aus dem Ort besuchten die Trauernden und brachten ihnen zu essen: hartgekochte Eier und Brötchen, alles ohne Salz.

Während der ersten sieben Trauertage machte man täglich zweimal *Minjan*[89] im Trauerhaus, einmal vormittags und einmal am späten Nachmittag, damit der *Leidtragende*[90], der ja nicht am Gottesdienst in der Synagoge teilnehmen konnte, sowohl ‚Schiwe sitzen' als auch ‚Kaddisch', das Totengebet, sagen konnte, welches Teil jeden Gottesdienstes ist.

Wenn die zehn Männer im Trauerhaus versammelt waren, wurden zunächst, wie bei jedem Gottesdienst, die täglichen Gebete gesprochen und anschließend Kaddisch gesagt, welches in diesem Falle durch den Leidtragenden vorgebetet wurde. Anschließend wurde auch ‚gelernt', d.h. es wurden Vorschriften aus der Thora und aus dem Talmud kommentiert. Dies hatte seinen guten Grund, denn nach dem ‚Lernen' konnten die Trauernden noch einmal Kaddisch sagen.

Die erste Jahrzeit schloß das Trauerjahr ab. Bis dahin wurde im Hause ein Licht gebrannt. Gehörten die Trauernden einer ‚frommen' Familie an, so gingen sie während des ganzen ersten Trauerjahres jeden Tag zum Gottesdienst und sagten jeden Tag Kaddisch. Auch hielten sie sich an das Gebot, während dieser Zeit nicht zu rauchen. Später zündete man an jedem Jahrzeittag ein Jahrzeitlicht an.

Volksglaube und Naturheilkunde

Zum Schutz gegen Unglück, Krankheit und dergleichen trugen,

89) Minjan heißt ‚Zahl', d.h. mindestens zehn vollwertige männliche Gemeindemitglieder müssen sich zusammenfinden, damit ein Gottesdienst abgehalten werden kann.

90) Es wird unterschieden zwischen dem Leidtragenden, d.h. demjenigen männlichen Angehörigen, der dem Verstorbenen am nächsten steht, und den übrigen Angehörigen. Leidtragender bei einem verstorbenen Elternteil ist der Sohn, bei einer Ehefrau der Mann usw.



Gräber vom jüdischen Friedhof in Nonnenweier.
Aufnahme: Martin Schulte-Kellinghaus

wie allgemein üblich, auch die Nonnenweierer Judenkinder einen Anhänger, ein *Schaddai*. Ein Stückchen *Mazzoth*, das man an Pessach beiseite gelegt hatte, wurde im Haus zum Schutz gegen Unheil aufgehängt.

Ein nur in Nonnenweier verbreiteter Volksglaube verbot den Juden am Freitag das Baden im Rhein oder im Mühlbach. Dies hatte wahrscheinlich einen stichhaltigen Grund: in der Tat hatten die Juden nur am Freitag nach getaner Arbeit und vor Sabbateingang Zeit zu baden – alle Ertrinkungsfälle von Juden waren daher an diesem Tag vorgekommen.

Traditionelle Heilmittel müssen verbreitet gewesen sein, ohne daß man sich an eine Person im Ort hätte erinnern können, die auf deren Anwendung besonders spezialisiert war.

DAS RELIGIÖSE LEBEN DER JUDEN

AUS CHRISTLICHER SICHT

Vorbemerkung

Die Gespräche mit den christlichen Gewährsleuten über das religiöse Brauchtum drehten sich um zwei zusammenhängende Fragenkreise:

1) Was konnten die Christen davon sehen oder miterleben, und wo:
   in der Öffentlichkeit, oder
   in der Synagoge und bei jüdischen Familien.
2) Wie beurteilten oder kommentierten die Christen das, was sie sehen oder miterleben konnten?

Wieweit die Christen von den religiösen Sitten und Bräuchen der Juden persönlich Kenntnis nahmen, hing einerseits davon ab, wie eng sie mit Juden zusammenkamen und zum anderen, wie religiös diese Juden waren, mit denen sie zusammenkamen.

Keine der von uns befragten Personen stand in engem, freundschaftlichen Kontakt mit einer der wenigen, sehr religiösen jüdischen Familien. Aus den Aussagen einer jüdischen Gewährsperson geht hervor, daß christliche Nachbarn und Freunde zu der eigenen, frommen Familie Zugang hatten und auf diese Weise sicherlich mehr von den jüdischen Bräuchen mitbekamen. Interessant wäre festzustellen gewesen, wie dieser kleine Kreis von Personen, der mehr Einblick in die jüdischen Bräuche hatte als die übrige christliche Bevölkerung, diese Bräuche beurteilt hatte. Seine Sicht dürfte mit Sicherheit differenzierter ausgefallen und weniger im eigenen bäuerlich-christlichen Horizont befangen gewesen sein, als dies bei den von uns befragten Christen der Fall war.

Unsere Gewährsleute nehmen eine Mittelstellung zwischen diesen ‚Eingeweihten' einerseits und der viel größeren Zahl der ‚Unkundigen' ein, die kaum mehr vom jüdischen Brauchtum mitbekamen, als man in der Öffentlichkeit sehen konnte. Sie sind die ‚Halbeingeweihten'.

Alltagsleben

Außerhalb von Haus und Synagoge war im Alltag vom religiösen Leben der Juden wenig zu beobachten. Tagsüber waren die jüdischen Männer unterwegs, die Frauen im Haus. Christen, die über Land fuhren, trafen manchmal einen Nonnenweierer Juden in einer Wirtschaft, sein mitgebrachtes Weckchen essend. Man wußte natürlich, daß es damit eine religiöse Bewandtnis hatte, führte dieses Verhalten aber auch auf die Sparsamkeit der Juden zurück, die dann am frühen Abend in der Familie die Hauptmahlzeit einnahmen.

Alle befragten Christen hatten irgendwelchen Zugang zu jüdischen Familien und schnappten hier und da etwas von deren religiösen Bräuchen auf. Ein Christ erzählte, er habe gesehen, daß „die jüdischen Männer am frühen Morgen zu Hause gebetet und Riemen angelegt haben um den Arm". „Die Juden waren christlich", meinte er dazu, also religiös. Über die jüdischen Speisegesetze und die damit verbundenen besonderen Vorkehrungen wußte eine Frau am besten Bescheid, die als Schulmädchen in einer jüdischen Metzgersfamilie im Haushalt mitgeholfen hatte:

> Die jüdische Familie hatte, „wie alle Juden, ob arm oder reich", zwei Schränke in der Küche: einen für „milchiges" und einen für „fleischiges" Geschirr. Man habe dafür auch die Ausdrücke „koscher" und „dreifet" verwendet. Die beiden Geschirrsorten waren voneinander deutlich zu unterscheiden: „Das milchige Geschirr war von leichterer, einfacherer Qualität. Wenn es Fleisch gab, wurde das bessere Geschirr verwendet, das war dann ein Festessen."

Die gleiche Christenfrau wußte auch über das Schächten Bescheid:

> „Der Hals des Tieres mußte mit einem Schnitt durchgeschnitten werden. Sonst war das Tier nicht koscher. Der Judenmetzger verarbeitete nur das Vorderteil des geschlachteten Tieres. Das Hinterteil bekam die Christenmetzgerei: Die Juden wußten, was gut ist!"

Immer wieder wurde im Gespräch mit den christlichen Gewährsleuten deutlich, daß man zwar um die religiösen Hintergründe des Verhaltens der Juden wußte, gleichzeitig aber auch andere, nicht aus der jüdischen Religion bedingte Gründe anführte, die in der Tat

als Begleiterscheinungen des religiösen Verhaltens auftreten:

> Der Jude, der unterwegs nur sein Weckchen aß, sparte natürlich auch Geld...; das ‚bessere' Geschirr wurde tatsächlich nur verwendet, wenn es Fleisch gab, und Fleisch leisteten die Juden sich meist nur am Festtag...; das Hinterteil der Schlachttiere aß man aus religiösen Gründen nicht, daß es gleichzeitig aus christlicher Sicht das weniger gute Teil des Tieres war, spielte dabei für die Juden keine Rolle.

Diese Begleiterscheinungen des religiösen Verhaltens konnten im übrigen bei den weitgehend angepaßten Juden durchaus zum Haupteffekt des Verhaltens werden. Eindeutig *religiös* bedingte Verhaltensweisen wurden allerdings von den Christen auch als solche identifiziert und ... als ‚christlich' bezeichnet.

Sabbat

Am Freitag sah man die Juden am frühen Nachmittag ins Dorf zurückkommen. „Nach zwölf Uhr wollten sie nicht mehr viel schaffen", meinte eine Gewährsperson. Natürlich wußte man, daß für die Juden am Abend der Festtag begann. Am Freitagabend sah man die jüdischen Männer vor der Synagoge zusammenstehen. Ein Christ erzählte ausführlich davon:

> „Sie bildeten einen Kreis, außen herum standen die Alten, die Jungen mittendrin. Die Jungen mußten zuhören, was die Alten sagten. Es wurde miteinander über die Geschäfte beraten. Auch hatten die Juden immer Neuigkeiten von der Regierung. Sie hatten überall jemanden sitzen und waren informiert. Wenn sie etwas Neues wußten, haben sie einander davon erzählt. Die Jugend und die Kinder haben zugehört und auf diese Weise viel mitbekommen. Die Christen dagegen haben einander Neuigkeiten nicht mitgeteilt. Nur im engsten Kreis hat man davon vertraulich erzählt. Die Kinder hat man weggeschickt, sie sollten nicht zuhören und etwas weitererzählen, dem Nachbarn, den Anderen, die nichts davon wissen sollten."

Die Juden werden hier als eine homogene Gruppe geschildert, deren Gespräche sich auch am Festtag hauptsächlich um Handel und Politik drehten. Die größere Offenheit, mit der die Juden über Dinge sprachen, die für den Landmann in den Bereich des Vertraulichen gehörten, wird als gruppenspezifisches Merkmal ‚der Juden' hervorgehoben.

Einmal war unser Erzähler in der Synagoge mit dabei:

> Er war neugierig, wie es da drinnen wohl zuginge und fragte daher die jüdischen Männer, die vor der Synagoge standen, ob er einmal mit hineinkönne. Da luden sie ihn ein, mitzukommen.

Die häusliche Sabbatfeier am Freitagabend war eine familieninterne Angelegenheit der Juden. Keine der christlichen Gewährspersonen hatte je daran teilgenommen, und man kannte auch keine anderen Christen, bei denen dies der Fall gewesen wäre. Von einer jüdischen Gewährsperson wissen wir, daß am Sabbat, nach dem Tischgebet, manchmal auch christliche Bekannte ins Haus kamen und an der gemütlichen Familienrunde teilnahmen. Bei den Familien der anderen jüdischen Gewährsleute war dies jedoch nicht der Fall.

Die in einem jüdischen Haushalt mithelfende Gewährsperson wußte über die Speisen am Sabbat Bescheid:

> „Am Freitagabend wurde milchig gegessen, Hering und Pellkartoffeln. Am Samstag aß man Fleisch."

Fast alle befragten Christen haben als Kinder bei Juden am Sabbat Feuer gemacht. Allerdings wurde diese christliche Hilfeleistung, die um die Jahrhundertwende noch allgemein in Anspruch genommen wurde, mit der Zeit immer weniger gebraucht. Zum Teil bereiteten die Juden selbst das Feuer vor und zündeten es auch an, zum Teil wurde das Feuer noch von Christen vorbereitet, „so daß die Juden nur noch das Streichholz anstecken mußten". Die Helfer erhielten jeweils ein paar Pfennige.

Am *Schabbes* sah man die Juden morgens in die Synagoge gehen. Ihre Kleidung stand in auffälligem Gegensatz zur Sonntagskleidung des Landvolks, welches damals noch seine Trachten trug. Die Juden hatten ‚städtische' Festtagskleidung: die Männer Gehröcke, die Frauen Stadtkleider. Männer und Frauen hatten Hüte auf. Eine Christenfrau konnte sich erinnern, daß eine jüdische Frau noch den früher üblichen Haarknoten trug, den man im Ort ‚es Dütterle' nannte.

Wenn die Juden aus der Synagoge kamen, standen sie noch eine Weile an der Straßenecke beim Gasthof ‚Sonne' zusammen und hielten ein Schwätzchen, bevor sie sich trennten, um zu Hause zu Mittag zu essen. Am Nachmittag, nach dem Kaffeetrinken, oder an heißen Tagen gegen Abend, sah man die Juden wieder aus ihren Häusern kommen und in der Hauptstraße spazieren gehen.

> Die Landbevölkerung dagegen ging nicht im Dorf spazieren. Die Juden galten ob ihres Spazierengehens im Dorf als Faulenzer. „Die können es sich leisten, spazieren zu gehen," pflegte man darüber zu sagen.

Für das strenge Ruhegebot der jüdischen Religion hatten die befragten Christen kein Verständnis. Dagegen galt es als eine Selbstverständlichkeit, daß die Juden am ‚Schabbes' nicht arbeiteten, genauso wenig wie man selbst am Sonntag gearbeitet hat.

Andere Festtage

Im Zusammenhang mit den jüdischen Festtagen erinnerte man sich an die *Mazzen*, die christliche Familien „während der Fastenzeit" von ihren jüdischen Bekannten und Freunden bekamen. „Ein Kind kam und brachte die Mazzen. Dafür bekam es Eier geschenkt." Man erinnerte sich auch daran, daß „an Neujahr der jüdische Nachbar ins Haus kam und einem das Neue Jahr anwünschte".

Auch wurde bestätigt, daß Juden und Christen an den jeweiligen höchsten Festen der anderen Religionsgemeinschaft teilnahmen.

> Ein Christ war einmal als junger Mann von einem mit Juden befreundeten Familienmitglied in die Synagoge mitgenommen worden: „Das war am Laubhüttenfest," erzählte er, „die Juden hatten alle weiße Hemden an." Er hatte offenbar am Jom Kippur teilgenommen.

Besondere Ereignisse im Lebenszyklus

Über das religiöse Brauchtum im Zusammenhang mit den besonderen Ereignissen im Lebenszyklus der Juden wußten die christlichen Gewährsleute nicht viel zu erzählen.

Erwähnte wurden Geburt, Eheschließung und Tod. Diese Lebens-

ereignisse haben Juden und Christen de facto gemeinsam. Unterschiede im Zusammenhang damit wurden hervorgehoben und kommentiert.

Geburt. Juden- und Christenfrauen brachten ihre Kinder im Haus auf die Welt. Das war allgemein so üblich. Ein Christ vertrat die Ansicht, die Juden hätten „alle viele Kinder" gehabt. In Wirklichkeit waren die durchschnittlichen Geburtenzahlen bei jüdischen Ehepaaren, die nach 1880 geheiratet hatten, rückläufig und lagen bereits niedriger als bei den Christen (Goldstein: o.J. 25 ff., insbes. Tab. 6, S. 28).

Die *Eheschließungen* der Juden beurteilte man unter sozial-ökonomischen Gesichtspunkten: Man wußte Bescheid über das ‚Wer mit wem', und hatte seine Meinung über das ‚Warum', die ins vorgefaßte Judenbild paßte.

> Die Gewährsperson, die uns am meisten über Eheschließungen der Juden erzählte, hob hervor, daß bei der Wahl der Partnerin darauf geschaut wurde, daß man „eine gute Partie machte". Dies sei eine Notwendigkeit gewesen, denn „die Juden haben Geld gebraucht zum Handeln".
>
> Die Frauen der meisten ortsansässigen Juden kamen von auswärts, „vom Kaiserstuhl, aus Emmendingen und Endingen"; in Nonnenweier selbst haben keine „so reichen" gelebt. Zum Teil wurden „die Ehen der Juden auch vermittelt: eines Tages kam der Partner, um sich vorzustellen."
>
> Die Gewährsperson wußte auch zu berichten, daß die Tochter der jüdischen Nachbarn eine kleine Mitgift hatte: „Wäsche, Silbergeschirr, Silberbesteck".

Die ökonomische Komponente bei Eheschließungen unter Juden ist mit Gewißheit nicht von der Hand zu weisen. Die Mitgift der Frau war mitbestimmend für die Möglichkeit zur Existenzgründung. Hauptgrund dafür, daß man seinen Ehepartner außerhalb des Dorfes suchen mußte, war jedoch die geringe Aussicht, am Ort selbst jemanden zum Heiraten zu finden. Nur in Ausnahmefällen fand in der Generation der Gewährsleute die Eheschließung zwischen zwei ortsansässigen jungen Leuten statt. Meistens verlief die

Partnerwahl so, daß die jüdischen Mädchen ausheirateten, und die Frauen der am Ort bleibenden jüdischen Männer einheirateten. Die Töchter wurden mit einer Mitgift ausgestattet, die Schwiegertöchter mußten eine Mitgift mitbringen. Dies wurde bereits aus der jüdischen Schilderung deutlich.

Beerdigungen jüdischer Einwohner waren diejenigen Ereignisse im jüdischen Lebenszyklus, an denen die meisten Christen teilnahmen. Umgekehrt waren auch Juden bei den christlichen Beerdigungen dabei. Durch den Tod begaben sich Juden und Christen außerhalb der Welt der Menschen mit ihren Trennungen – vor Gott waren Juden und Christen gleich.

Der Verlauf jüdischer Beerdigungen wird entsprechend detailliert geschildert:

> Zum Zeitpunkt der Beerdigung versammelten sich alle jüdischen Frauen im Sterbehaus. Der Tote wurde „in eine ungehobelte Kiste" gelegt.
>
> Beim Leichenzug gingen alle jüdischen Männer und einige wenige Christen, Männer und Frauen, mit. Kinder waren nicht dabei. „Alle Jude hän d'Gox uff ghet, und d'Schwänzer a."
>
> Die Toten wurden meist auf dem jüdischen Friedhof in Nonnenweier, zum Teil aber auch in Schmieheim bestattet. Wenn die Beerdigung in Nonnenweier stattfand, ging der ganze Leichenzug mit zum Friedhof. Dort sprach Lehrer Schleicher, der auch Vorbeter in der Synagoge war, ein Gebet. Am Schluß sagte er: „zuschaufeln". „Dann kamen alle Juden, und warfen mit den Händen Erde auf den Sarg, bis dieser ganz bedeckt war. Dies sollte ganz schnell gehen. Sobald man den Sarg nicht mehr sah, hörten sie auf zu schaufeln und überließen es dem christlichen Friedhofswärter, das Grab vollends zuzumachen."
>
> Fand die Beerdigung in Schmieheim statt, wie z.B. bei Lehrer Schleicher, „so wurde der Sarg bis ans Ortsende getragen, bis zu einem Birnbaum. Dort wurde der Sarg abgestellt und es wurden Gebete gesprochen. Dann kam ein Christ mit seinem Fuhrwerk. Die Rosse waren mit schwarzen Tüchern bedeckt, auch Kopf und Ohren, nur die Augen waren frei."
>
> Zum Zeitpunkt der Beerdigung von Lehrer Schleicher (d.h. nach 1933) „war es den Christen bereits verboten, bei der Beerdigung von Juden mitzugehen". Einige Christen schlossen sich dennoch dem Lei-

chenzug an, „Jude oder nicht". Schleicher war ihr Lehrer in der Schule gewesen. „Die Juden gingen nur bis an das Dorfende mit. Dann haben sie umgekehrt. Nach Schmieheim sind nur noch die Angehörigen und die wenigen Christen mitgefahren."

Schlußbemerkungen

Wir hatten bereits hervorgehoben, daß in der Religionsausübung die Trennung der beiden Gruppen die Regel war, während das Teilhaben an den religiösen Praktiken der anderen Religionsgemeinschaft die Ausnahme darstellte.

Wir konnten daher die Beschreibung des religiösen Lebens der Juden durch die jüdischen Gewährsleute einerseits und die christlichen Gewährsleute andererseits, nicht in der gleichen Weise miteinander vergleichen und kommentieren, wie wir dies bei der Beschreibung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens getan haben.

Die Aussagen von Juden und Christen überschneiden sich nur im Zusammenhang mit denjenigen religiösen Praktiken der Juden, an denen die Christen teilhatten.

Über die Religionsausübung in Familie und Synagoge wußten unsere Gewährsleute, die wir die ‚Halbeingeweihten' genannt haben, kaum etwas zu berichten. Dagegen konnte man die Juden bei bestimmten religiösen Anlässen in der Öffentlichkeit beobachten: am Sabbat, an Festtagen, bei Beerdigungen. Den christlichen Beobachtern, welche das Tun der Juden als Außenstehende betrachteten, fielen dabei Einzelheiten auf, die teilweise im Kontrast zu den Sitten und Bräuchen der eigenen Religionsgemeinschaft standen. Diese stellen eine Ergänzung dessen dar, was die Juden selbst beschrieben hatten. Die wenigen, diesen Bereich betreffenden Kenntnisse unserer christlichen Gewährsleute waren im übrigen fragmentär, und zum Teil kamen auch Verwechslungen vor, wie z.B. beim Jom Kippur, den man für das Laubhüttenfest hielt, oder bei den Ausdrücken ‚koscher' (rein) und ‚dreifet' (unrein), die man mit „milchig" und „fleischig" gleichsetzte. Manches war allerdings auch sicher nicht mehr in richtiger Erinnerung. Eindeutig religiös bedingte Verhaltensweisen der Juden wurden, insoweit sie von den Chri-

sten wahrgenommen werden konnten, auch als solche identifiziert und als ‚christlich' bezeichnet. Den eigenen religiösen Verhaltensweisen vergleichbare religiöse Sitten und Bräuche der Juden waren für die Christen selbstverständlich und wurden respektiert, wie z.B. die Tatsache, daß die Juden am Sabbat nicht gearbeitet haben.

Die jüdischen Festtage wurden im Zusammenhang mit dem eigenen Jahres- und Festtagszyklus gesehen: Mazzen gab es „in der Fastenzeit".

Manche religiösen Sitten und Bräuche der Juden, welche vom christlichen Brauchtum abwichen, wie die ‚Riemen' beim Beten, betrachtete man als besonderes, mit der Religionsausübung zusammenhängendes Faktum, in dem man auch keinen anderen Sinn sah, als den religiösen.

Dagegen wurden religiöse Verhaltensweisen der Juden, welche sich nicht aus dem christlichen Brauchtum erklären ließen, denen man aber auch einen nicht-religiösen Sinn geben konnte, aus der bäuerlichen Weltsicht kommentiert und interpretiert: ‚Die Juden' wollten schon am Freitagnachmittag nicht mehr schaffen, sprachen auch am Festtag vom Handel, gingen spazieren und schaufelten die Gräber nicht selber zu... Diese Interpretationen lassen sich ohne Weiteres ins vorgefertigte Judenbild einfügen.

Es wird deutlich, daß der Landmann, um den Juden von sich zu unterscheiden, nicht so sehr auf die unterschiedliche Religionszugehörigkeit, hie Jude – da Christ, abhebt. Den religiösen Unterschied, wo beobachtbar vorhanden und nicht aus der christlichen Religion interpretierbar, akzeptiert er entweder als Bestandteil eines ‚christlichen' Verhaltens, oder er interpretiert ihn aus dem von ihm stark hervorgehobenen Unterschied Händler/Bauer, wobei das aus dieser Dichotomie in der Berufsausübung herrührende Negativbild vom Juden wieder ins Spiel kommt.

MERKMALE DER KOLLEKTIVEN IDENTITÄT DER NONNENWEIERER JUDEN

MATERIELLE EXISTENZ

Die kollektive Identität der Nonnenweierer Juden läßt sich aus ihrer fast ausschließlichen Zugehörigkeit zu *einem* Berufszweig, dem Handel, nicht erfassen. Das Händlersein der Nonnenweierer Juden ist ein geschichtlich determiniertes Faktum. Es sagt nichts aus über das Jüdischsein des Landjuden, sondern „erklärt vielmehr das uralte Problem des physischen Überlebens, welches allen Juden gemeinsam ist" (Schorsch: 1974, 131).

Die Juden waren im Okzident während Jahrhunderten von der christlichen Umwelt auf *Handel und Geldverleih als materielle Existenzmöglichkeiten* beschränkt worden. Unter dem Druck der materiell beengten Umstände hatten sie neue Handelsmethoden entwickelt, die auf den Widerstand der nichtjüdischen Bevölkerung stießen, bis sie im 20. Jahrhundert ins allgemeine Wirtschaftsleben übernommen wurden.

Nach Nonnenweier waren die Juden zu Beginn des 18. Jahrhunderts gekommen, weil sich ihnen dort eine Existenzmöglichkeit bot. Sie hatten im Dorf von Anfang an eine eindeutige, notwendige wirtschaftliche Funktion.

Im 19. Jahrhundert erfolgte eine Differenzierung der Berufsstruktur der Juden im Zusammenhang mit der Judenemanzipation. Diese hatte zunächst ein Hinführen der Landjuden zu ‚ehrbaren', ‚richtigen' Berufen zum Ziel: Ackerbau und Handwerk. Erst mit der vollen bürgerlichen Gleichstellung der Juden wurde deren allgemeine Niederlassungsfreiheit und deren Betätigung in fast allen Berufen möglich. Die Landjuden konnten nun das Land verlassen, wenn sie dies wollten.

Wir haben im Zeitraum 1900 bis 1930, der unserer Beschreibung zugrundeliegt, die letzten vollständigen Drei-Generationen-Familien innerhalb der Geschichte der jüdischen Gemeinde. Die Generation der Großeltern unserer Gewährsleute hatte die Judeneman-

zipation und die damit zusammenhängenden Widerstände der nichtjüdischen Bevölkerung noch voll miterlebt. Die Generation der Eltern konnte die Früchte der Emanzipation genießen, entweder, indem sie abwanderte in die Städte, was zu 20% der Fall war, oder indem sie am Ort ansässig blieb. Diese Generation, am wenigsten Anfeindungen von Seiten der christlichen Umwelt ausgesetzt, am weitesten in der Dorfgemeinde verwurzelt, zufrieden mit dem dortigen Leben, mit einer bescheidenen bis guten Existenz, war auch die letzte Generation, die noch überwiegend im Dorf blieb. Paradoxerweise wurde für die Nonnenweierer Landjuden die Abwanderung in die Städte genau zu dem Zeitpunkt möglich, als ihre soziale Existenz im Dorf am besten gesichert war.

Die Kinder dieser Generation, unsere Gewährsleute, blieben als Erwachsene nur noch in Nonnenweier, wenn sie das Geschäft des Vaters übernehmen konnten und nicht auswärts studiert hatten. Während ihrer Jugend waren sie von den Eltern bewußt auf eine den eigenen Möglichkeiten und Fähigkeiten entsprechende Abwanderung vom Dorf vorbereitet worden, die ihnen eine materiell und sozial bessere und mehr gesicherte Existenz bieten würde. Dafür wurden von den Eltern Sparpfennige beiseitegelegt, die den Kindern eine bessere Ausbildung ermöglichten oder ein Startkapital in die Hand gaben, bei den Töchtern in Form einer Mitgift. Die durch frühzeitiges Thorastudium intellektuell geschulten jüdischen Kinder, insbesondere die Buben, waren für eine höhere Schulbildung gut vorbereitet, und einer großen Zahl von ihnen fiel auch das Universitätsstudium vom Intellekt her gesehen nicht schwer, wenn auch die materiellen Bedingungen dieser einfachen Landjudenkinder bescheiden waren.

In der Generation unserer Gewährsleute erfuhr die Gemeinde eine nochmalige Reduktion ihrer Mitglieder um 50% und schrumpfte damit auf Restfamilien zusammen.

Während die ökonomische Seite der Identität des Nonnenweierer Juden durch sein Händlersein bestimmt und erklärbar ist, läßt sich seine Gesamtidentität nicht darauf reduzieren. Im Zusammenleben mit der Allgemeinheit der Christen, auf der Ebene, die von uns

als ‚Komplementarität in den wirtschaftlichen Beziehungen' bezeichnet wurde, steht die ökonomische Seite allerdings im Vordergrund. Dementsprechend ist auch das Judenstereotyp der christlichen Umwelt beschaffen, das seine Charakterisierungsmerkmale des Landjuden aus der beruflichen Dichotomie Händler/Bauer bezieht.

Dagegen wirken auf der Ebene des ‚Miteinander', welche auf persönlichen, zwischenmenschlichen Beziehungen freundschaftlicher Natur beruht, die durch die jüdische Religion mitbestimmten Merkmale jüdischen Seins mit hinein.

RELIGIÖSES JUDENTUM UND SOZIALER ZUSAMMENHANG

Die materielle und soziale Existenz der Landjuden war von jeher prekär. Die Juden lebten im Dorf als überschaubare Gruppe und wurden von der Umwelt als Kollektivität in Frage gestellt, nicht als einzelne Angehörige einer nicht faßbaren religiösen Minderheit.

Im Zusammenhang damit wirft Schorsch (1974, 131) die Frage auf, wie die Landjuden ihre persönliche Würde aufrechterhalten konnten, trotz der oft feindseligen Absichten ihrer Umwelt und der wechselnden Regierungen (Schorsch: 1974, 132).

Schorsch nennt die den Landjuden eigene Frömmigkeit als bestimmend für deren Identität, er bezeichnet sie als eine „einfache, tiefsitzende" Frömmigkeit und als „ein echtes Gefühl der Ehrfurcht und Liebe zu Gott". Diese „echte Religiosität" entsprang dem Gefühl: „der Dorfjude versuchte nicht, seine Einstellung zur Religion zu definieren oder seine Gefühle in Worte zu fassen, aber er hatte solche Gefühle, und diese waren in der Tradition verankert." (1974, 132).

Aus dieser *emotional-religiösen Einstellung*, die in den Städten nicht in der gleichen Art zu finden war, bezog der Jude im Dorf seine Stärke und Widerstandsfähigkeit gegen die Anfeindungen von außen.

Religiöses Judentum ist jedoch nicht nur eine Angelegenheit der Individuen. Fortbestand des jüdischen Volkes ist eine vordringliche

Mizwah im religiösen Judentum (Cahnman : 1974, 123). Um als Gruppe in ihrem Jüdischsein fortbestehen zu können, mußten die Landjuden nicht nur ihr persönliches Sein, sondern auch ihr soziales Sein tief in der Religion verankern. In der Religiosität der Landjuden war dieses *Schaffen von sozialem Zusammenhang* stark und greifbar ausgeprägt, und zwar in zweifacher Hinsicht: einerseits mit den Juden im alten Israel, also mit der Tradition des eigenen Volkes, andererseits mit den Juden in der jüdischen Dorfgemeinde.

Zusammenhang mit den Juden im alten Israel

Das religiöse Judentum hatte sich als Religon eines Bauernvolkes herausgebildet. Viele Feste im Jahreszyklus hängen mit dem landwirtschaftlichen Jahresrhythmus des alten Israel zusammen. Gleichzeitig erinnern sie aber auch an die Geschichte des jüdischen Volkes. Beim Feiern der historischen und bäuerlichen Feste, in der Symbolik der rituellen Handlungen, die durch Tradition überliefert wurden, stellt sich der Zusammenhang mit den eigenen Ursprüngen immer wieder erneut her.

Sozialer Zusammenhang in der jüdischen Dorfgemeinde

Die patriarchalische Drei-Generationen-Familie mit anverwandten Ledigen, unter einem Dach, stellte in der jüdischen Gemeinde Nonnenweier den Kern des sozialen Zusammenhangs dar. Die jüdische Familie war darauf ausgerichtet, ihren Angehörigen „Geborgenheit und liebevolle Fürsorge" (Cahman : 1974, 123) zu geben. Innerhalb der Familie, vor allem während der häuslichen Feiern, konnte der von der Umwelt angefeindete Dorfjude seine religiös bedingte jüdische Identität wahren und entfalten.

Wie auch anderswo, waren die jüdischen Familien in Nonnenweier nach 200jähriger Ansiedlung so stark miteinander verzweigt und verwandt, daß in den Familienstammbäumen wiederholt beide Ehegatten den gleichen Familiennamen tragen, meistens, ohne daß während zwei oder drei aufeinanderfolgenden Generationen die Abstammung auf einen gemeinsamen Vorfahren zurückführbar gewesen wäre.[91] Genauso verzweigt waren die Familien nach außen, mit den Familien der angeheirateten Frauen: einmal bestehende, oft

durch Vermittlung zustandegekommene familiäre Bande wurden oft dazu benutzt, weitere familiäre Beziehungen daran zu knüpfen.[92]

Jede jüdische Familie im Dorf darf als Teil einer miteinander verwandten Gesamtgemeinde bezeichnet werden, und wiederum als Teil eines weitverzweigten, überdörflichen Beziehungssystems. Diese vielfache Familienverzweigung garantierte die Solidarität des Familienzusammenhangs und konstituierte zugleich den Zusammenhang der jüdischen Dorfgemeinde. Die religiös bedingte Solidarität der Dorfjuden in der Wahrung des Zusammenhang äußerte sich auch in der Verantwortlichkeit aller Juden füreinander. Wohltätigkeit war im Dorf sowohl Angelegenheit der Allgemeinheit der Juden, als auch eine persönliche, zwischenmenschliche Pflicht, die im religiösen Brauchtum verankert war.

RELIGIONSAUSÜBUNG: ‚FROMME' UND ‚LIBERALE' JUDEN

Allen Nonnenweierer Juden gemeinsam war ein Festhalten an einer überlieferten Art der Religionsausübung, so wie diese einerseits von den Eltern und Großeltern überkommen und wie sie andererseits durch einen für alle verbindlichen Konsensus innerhalb der jüdischen Dorfgemeinde festgelegt war. Dieser Konsensus bestimmte das, was von allen zu tun oder zu lassen war, also das Minimum der religiösen Praxis. Dagegen war das Maximum nach Familien verschieden und dies sowohl, was das Beibehalten oder das Aufgeben von religiösen Bräuchen betraf, als auch was die Intensität der dahinterstehenden Frömmigkeit anbelangte.

Die Spannweite der ortsüblichen Religiosität wird von den Gewährsleuten mit folgenden Begriffen umschrieben:

sehr fromm – damit wurde eine strenge Beachtung aller Gesetze

91) Stammbaumforschung wurde für Nonnenweier nur stichprobenweise, nicht konsequent, anhand des Ortssippenbuches durchgeführt, so z.B. für die Familie von Hermann Moch, dessen Ehefrau ebenfalls eine geborene Moch war. Vgl. auch den Stammbaum von Iwan Meyer, in Meyer (1927, 32).

92) Vgl. Cahnman: 1974, 123. Anhand der wenigen mündlichen Angaben läßt sich hierzu für Nonnenweier Ähnliches feststellen.

der jüdischen Religion und der damit zusammenhängenden, durch Tradition überlieferten, Sitten und Bräuche und eine tiefsitzende Religiosität bezeichnet. Aber nur wenige Nonnenweierer Familien waren ‚sehr fromm'.

nicht besonders fromm = liberal – beinhaltete eine weniger strenge Beachtung mancher Gesetze und eine mehr gewohnheitsmäßige praktische Ausübung der traditionellen religiösen Sitten und Bräuche. Die Mehrzahl der Nonnenweierer Familien waren ‚nicht besonders fromm'.

nicht so koscher = sehr liberal – meinte eine nur noch gewohnheitsmäßige Beibehaltung weitgehend sinnentleerter Bräuche, zum Teil um ihrer nicht religiösen Nebeneffekte willen,[93] unter Wahrung des in der Gemeinde üblichen Minimums der Religionsausübung. Nur wenige Familien waren ‚nicht so koscher'.

Jüdische Frömmigkeit im Dorf entsprach den Umständen des einfachen Lebens. Man achtete nicht auf die Bedeutung, den Sinngehalt – man machte die Dinge, verrichtete die Handlungen auf diese oder jene bestimmte Art und Weise, und das war alles. „In dieser Hinsicht waren die Landjuden von den Bauern nicht sehr verschieden." (Cahnman: 1974, 118, 119)

Diese praktische, ungelehrte, unreflektierte Religiosität brauchte sich nicht zu konstituieren und inhaltlich zu bestimmen oder gegen etwas abzugrenzen. Sie läßt sich mit dem urbanen Begriff der ‚Orthodoxie' nicht ausdrücken. ‚Liberal' steht im Dorf nicht im Gegensatz zu ‚fromm', sondern umschreibt eine zunehmende Sinnentleerung der das tägliche Leben betreffenden religiösen Praxis. Bei den „sehr Frommen" kam das „wesentliche und dauernde Element" des Jüdischseins am weitestgehenden zum Ausdruck, und dies in einer Entschlossenheit, an den dauerhaften eigenen Wesensmerkmalen festzuhalten und das Jüdischsein weiterzuführen (Wolfsberg: 1965, 237). Die ‚nicht so koscheren', ‚sehr liberalen' Nonnenweierer Juden hatten sich von der durch die

93) Z.B. waren der Sabbat und die Festtage in diesen Familien „hauptsächlich eine Gelegenheit, besser zu essen und im Kreise der Familie beisammenzusitzen".

Religion bedingten jüdischen Identität am weitesten entfernt. Während die Extreme der ortsüblichen Religiosität klar definiert sind, ist das Mittelfeld der ‚nicht besonders Frommen' nicht eindeutig zu charakterisieren. Die Unterschiede von Familie zu Familie sind fließend.

Aufgrund der Beschreibung des religiösen Lebens der Nonnenweierer Juden läßt sich die Praxis der Beachtung oder Nichtbeachtung von religiösen Sitten und Bräuchen durch ‚fromme', ‚nicht besonders fromme' und ‚nicht so koschere' Juden zuordnen und erklären:

1) Sitten und Bräuche im Zusammenhang mit religiösen Gesetzen, die noch *von allen Familien beachtet* wurden, sei es auch nur ‚formal':

- *Gottesverehrung an sich*
  tägliches Beten der Männer;
  Synagogenbesuch am Sabbat und an Rosch Haschana.
- *Fortbestand des jüdischen Volkes*
  Von den historischen Festen wurde Pessach noch in allen Familien mit dem zum Sederabend gehörigen Ritual gefeiert. An Purim, dem religiösen Festtag für die Frauen, hörten sich alle Frauen die Verlesung der Ester-Rolle an. Beide Feste haben mit der Errettung des Volkes Israel zu tun.
- *Fortbestand der jüdischen Dorfgemeinde als Gruppe*
  Eheschließung nur mit Juden; Ehevermittlung;
  private Wohltätigkeit im Zusammenhang mit Festen: Sabbatbesuche bei Armen und Kranken, Mazzoth für die Armen, Schlachmones an Purim.
- *Fortbestand der Familie als Kern des sozialen Zusammenhangs*
  Beachtungen in der Erziehung der Jugend;
  Bräuche im Zusammenhang mit dem Lebenszyklus;
  das Haus und die häuslichen Feiern betreffenden Gebote und Verbote, einschließlich der Speisegesetze.

2) Nach Familien unterschiedliche Beachtung oder Nichtbeachtung *von religiösen Sitten und Bräuchen:*

– *Sabbat*
Der Sabbat wurde in allen Familien gemeinsam gefeiert.
Das Arbeitsverbot wurde überall eingehalten, dagegen wurde das Ruhegebot individuell verschieden ausgelegt und gehandhabt:
In den ‚frommen' Familien herrschte absolutes Ruhegebot: kein Licht anzünden, kein Feuer machen, nicht schreiben, keine Briefe öffnen, nicht fahren, kein Geld bei sich tragen. usw.
In allen anderen Familien waren diese Bräuche als unpraktikabel mehr oder weniger aufgegeben worden.

– *Feste im Zusammenhang mit dem landwirtschaftlichen Jahreszyklus im alten Israel.*
Diese hatten für die Allgemeinheit der Dorfjuden an Bedeutung verloren. Man lebte hier und heute.

3) *Unterschiedliche Beachtung von Geboten und Verboten durch Individuen,* ‚innerhalb' und ‚außerhalb' der Familie, der jüdischen Gemeinde, des Dorfes:

Das traf für die Mitglieder der ‚sehr frommen' Familien nicht zu. Sie trugen ihre Religiosität in sich und praktizierten sie überall in gleichem Maße.

Die ‚nicht so koscheren' Juden achteten innerhalb der Familie noch eher auf die Einhaltung mancher Bräuche als außerhalb, im Dorf noch eher als außerhalb des Dorfes. Innerhalb der Familie ordnete man sich dem Familienältesten bzw. dem Familienvater unter, auch in Bezug auf die Religionsausübung. Die religiöse Erziehung der Kinder oblag in Nonnenweier weitgehend den Eltern, und im allgemeinen wurden die Kinder so ‚fromm' oder so ‚liberal' wie die eigene Familie es war, und sie blieben es auch, zumindest solange die Eltern noch lebten bzw. solange sie bei den Eltern lebten oder wenn sie sich bei diesen aufhielten.

In manchen Familien war auch die Hausfrau frommer als die übrigen Familienmitglieder, was zu einer strengeren Beachtung der gemeinsamen rituellen Verrichtungen im Haus durch alle führte.

Es gab allerdings auch Möglichkeiten, sich im Haus der sozialen

Kontrolle der anderen Familienmitglieder zu entziehen, z.B. das Rauchverbot oder das Trinkverbot in einer stillen Ecke zu umgehen.

4) Mit dem Grad der Frömmigkeit einhergehende, *nicht religiöse Faktoren:*

– *Soziales Ansehen und Religiosität*
Cahnman (1974, 120) vertritt die Auffassung, daß Festhalten und Weiterführen der jüdischen religiösen Tradition bei den Landjuden umso ausgeprägter gewesen seien, je angesehener ein Familienvorstand war.

Für Nonnenweier läßt sich bestätigen, daß die als ‚sehr fromm' bezeichneten Familien alle sehr beliebt und angesehen waren, sowohl bei Juden als auch bei Christen. Eine Korrelation von Ansehen und Frömmigkeit war gegeben. Allerdings vermuten wir, daß das Ansehen auf der praktizierten Frömmigkeit beruhte und nicht umgekehrt diese bedingte.

– *Wohlhabenheit und Religiosität*
In einer der wohlhabendsten Familien ist eine die Begleitumstände und Requisiten der Religionsausübung betreffende, aufwendigere Lebensweise zu bemerken und ein bewußtes Kultivieren des jüdischen Brauchtums. Diese Familie dürfte, was die Religiosität anbelangt, eine Übergangsstellung zwischen den ‚sehr frommen' und den ‚liberalen' Juden unserer Klassifikation eingenommen haben.

Wir konstatieren also einerseits eine traditionelle Frömmigkeit, welche noch von wenigen Familienvätern gewahrt wurde, deren Eigenidentität prägte und sich auf ihr soziales Ansehen im Dorf positiv auswirkte. Bei den übrigen Familien variierte die Beachtung oder Nichtbeachtung der religiösen Tradition im Zusammenhang mit der ortsüblichen Norm, den innerfamiliären Gegebenheiten und mit einer mehr oder weniger großen Distanz zur sozialen Kontrolle.

Entsprechend sind bei den einzelnen Familien bzw. Individuen die Merkmale der religiös bedingten kollektiven Identität der Nonnenweierer Juden mehr oder weniger ausgeprägt:

- eine emotional-religiöse Einstellung der Individuen, welche diesen Stärke und Widerstandskraft verleiht;
- eine echte oder formale, individuelle und kollektive Gottesverehrung ‚an sich';
- eine Solidarität in der Schaffung und Wahrung von sozialem Zusammenhang: – in der Familie, in der jüdischen Dorfgemeinde, in einer überregionalen Verankerung der Dorfgemeinde –, die in den religiösen Bräuchen zum Ausdruck kommt.

LITERATURVERZEICHNIS

Arnold, Hermann: 1967,
Von den Juden in der Pfalz. Speyer. (Veröffentlgn. d. Pfälz. Gesellsch. z. Förderung d. Wiss., Speyer, Bd. 56).

Auerbach, Berthold: 1963,
Lederherz. In: Weil, A. (Hg.), Contes et Légendes d'Israel. Paris.

Baader, Emil: 1937,
Land und Leute der oberen Ortenau. Lahr. (Heimatbücher f.d. Schulkreis Emmendingen).

Bender, Karl Ludwig: 1908,
Geschichte des Dorfes Nonnenweier bei Lahr in Baden. Karlsruhe.

Bender, Karl Ludwig; Krämer, J.; Eble, E.: 1971,
Ortssippenbuch Nonnenweier. Frankfurt: Zentralstelle f. Personen- u. Familiengeschichte.

Cahnman, Werner J.: 1974,
Village and Small-Town Jews in Germany. A Typological Study. In: Publications of the Leo Baeck Institute, Yearbook XIX, 107-130. London.

Ehrmann, Elieser L.: 1937a,
Ssukkot und Ssimchat Thora. Berlin. (Jüd. Lesehefte, Nr. 16).

Ehrmann, Elieser L.: 1937b,
Purim. Ein Quellenheft. Berlin. (Jüd. Lesehefte, Nr. 20).

Encyclopedia Judaica: 1928-34,
Bde. A-L. Berlin.

Encyclopedia Judaica: 1971,
Jerusalem.

Erzählung von dem Auszuge Israels aus Ägypten an den beiden ersten Peßachabenden: 1914,
Übers. von W. Heidenheim. Frankfurt.

Fechenbach, Hermann: 1972,
Die letzten Mergentheimer Jude. Stuttgart. (Veröff. d. Komm. f. Gesch. Landesk. in Baden-Württemberg, Reihe B.).

Gehlen, Arnold: 1964,
Urmensch und Spätkultur. Philosophische Ergebnisse und Aussagen. Frankfurt.

Goldstein, Alice: o.J.,
Some Demographic Characteristics of Village Jews in Germany: Nonnenweier, 1800-1931. Rhode Island: Population Studies and Training Center, Brown University, Providence.

Guggenheim, E.: 1970,
Le Judaisme dans la vie quotidienne. Paris.

Guggenheim-Gruenberg, Florence: 1973,
Jiddisch auf Alemannischem Sprachgebiet. 56 Karten zur Sprach- und Sachgeographie. In: Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz, Bd. 10. Zürich.

Hofstätter, Peter R.: 1966,
Einführung in die Sozialpsychologie, 4. Aufl., Stuttgart.

Huettner, Axel: 1978,
Die jüdische Gemeinde von Kirchen. Beiträge zur geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und religiösen Situation der Juden im Markgräflerland. Grenzach.

Hundsnurscher, Franz und Taddey, Gerhard: 1968,
Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale. Stuttgart. (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 19).

Jeggle, Utz: 1969,
Judendörfer in Württemberg. In: Hermann Bausinger (Hg.), Volksleben, Band 23. Tübingen. Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

Jüdisches Lexikon: 1927-1930,
5 Bde. Berlin.

Kattermann, Hildegard: 1976,
Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden. Eine Dokumentation. Lahr.

Kopp, A.: 1968,
Die Dorfjuden der Nordpfalz. Meisenheim.

Lewin, Adolf: 1909,
Geschichte der Badischen Juden. Freiburg i.Br.

Mauss, Marcel: 1975,
Gabentausch. In: Soziologie und Anthropologie, Bd. II. München.

Meyer, Iwan: 1927,
1707-1927. Jubiläumsschrift der jüdischen Gemeinde von Nonnenweier.

Monumenta Judaica: 1963,
2000 Jahre Geschichte u. Kultur der Juden am Rhein. Eine Ausstellung im Kölnischen Stadtmuseum, 15. Okt. 1963–15. März 1964.
a) Katalog. Hg. v. Konrad Schilling. 2. Aufl. Köln 1964.
b) Handbuch. Hg. v. Konrad Schilling. Köln 1963.
c) Fazit. Hg. v. Kurt Hackenberg. Köln 1963.

Müller, S.: 1930,
Von jüdischen Bräuchen und jüdischem Gottesdienst. Karlsruhe.

Philo-Lexikon: 1934-1936,
Handbuch des jüdischen Wissens. Berlin.

Picard, Jacob: 1963,
Die alte Lehre. Stuttgart.

Raphael, Freddy: 1977,
Stéréotype du juif dans un village d'Alsace en 1976. In: Revue des Sciences Sociales de la France de l'Est. Université des Sciences Humaines de Strasbourg, 1977, S. 142;153. Straßburg.

Raphael, Freddy und Weyl, Robert: 1977,
Juifs en Alsace. Culture, société, histoire. Toulouse.

Rosenthal, Berthold: 1927,
Heimatgeschichte der badischen Juden. Bühl.

Rosenthal, Erich: 1933,
Eine jüdische Kleinstadtgemeinde. In: Der Morgen, Bd. IX, S. 372-378.

Sauer, Paul: 1969,
Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit 1933-1945. Stuttgart. (Veröffentlgn. d. Staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg, Bd. 20).

Schereschewski, E.: 1963,
Das jüdische Jahr, Alltag und Fest im Haus und in der Synagoge. In: Monumenta Judaica. Handbuch, S. 713-734.

Schorsch, Emil: 1974,
The rural Jew — Observations on the Paper of Werner J. Cahnman. In: Publications of the Leo Baeck Institute, Yearbook XIX, S. 131-133. London.

Schwab, Hermann: 1956,
Jewish Rural Communities in Germany. London.

Staatsarchiv Freiburg:
360/2906, Nonnenweier, Judenfeindliche Ausschreitungen 1919/25.

Stern, Bruno: 1968,
Meine Jugenderinnerungen an eine württembergische Kleinstadt und ihre jüdische Gemeinde. Mit einer Chronik der Juden in Niederstetten und Hohenlohe vom Mittelalter bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins Stuttgart, Bd. 3. Stuttgart.

The Jewish Travel Guide: 1955,
Jüdischer Reiseführer. Das jüdische Leben in Deutschland. Sonderausgabe Baden-Württemberg. Stuttgart.

Thieberger, Friedrich (Hg.): 1936,
Jüdisches Fest/Jüdischer Brauch. Ein Sammelwerk. Berlin.

Wimmer, Georg: 1975,
Die jüdischen Friedhöfe bei Schmieheim und Nonnenweier. In: Geroldseckerland, Jahrbuch einer Landschaft, Heft 17, S. 161-167. Lahr.

Wolfsberg, Y.: 1956,
Popular Orthodoxy. In: Publications of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany, Yearbook I, S. 237-254. London.

ANHANG

- Fragebogen
- Verzeichnis der jüdischen Haus- und Grundbesitzer in Nonnenweier

FRAGEBOGEN

1) Name, Vorname, Alter des Befragten.
2) Herkunftsgemeinde und Zahl der in dieser Gemeinde verbrachten Jahre.
   - Zahl der jüdischen Familien
   - standen die Häuser der Juden beisammen (Judengasse) oder waren sie im Ort verteilt?
3) Familie
   - Zahl der Kinder, die während Ihrer Jugend im Haus waren
   - Wieviele Kinder hatten Sie selbst?
   - Ihr Beruf – der Beruf Ihrer Eltern, Ihres Großvaters?
   - Wurde zu Hause Jiddisch oder Deutsch gesprochen?
   - Wie groß war die Familie, die unter einem Dach lebte?
4) Schulzeit
   - Besuch der jüdischen Schule? Bis zu welchem Alter?
   - Wieviele Kinder waren dort?
   - Persönlichkeit des Lehrers
   - Beziehungen zu anderen Kindern, christlichen und jüdischen. Freundschaften. Spiele.
   - Besondere Spiele der jüdischen Kinder?
5) Religiöses Leben
   a) täglich: Gebete und Riten:
      - jeder für sich
      - gemeinsam
      - besondere Gebete der Frau
   b) Sabbath
      - Vorbereitungen (Küche, Kleidung, Toilette, Anzünden der Kerzen)
      - Wie wurde der Sabbatheingang gefeiert?
      - Feier des Sabbath: Tagesablauf in Synagoge und Familie
      - Welche den Sabbath betreffenden Gebote wurden in Ihrer Familie beachtet, welche nicht?
   c) Festtage
      - Pessach
        - Vorbereitungen
        - Erev-Pessach: Tagesablauf
        - Der Sederabend: Verlauf, benutzte Utensilien, Wer war anwesend?
        - Weiterer Verlauf der Pessach-Tage

- Schavuot
  - Schmuck der Synagoge
  - Käsekuchen?
- Tischoh Be Av
- Rosch Haschanah
  - Vorbereitungen
  - Verlauf des Festes in Synagoge und Familie/Gemeinde
- Jom Kippur
  - Vorbereitungen
  - Erev Jom Kippur und Jom Kippur
- Sukkoth
  - Vorbereitungen: Laubhütte?
  - Verlauf des Festes
  - Simchas Tora
- Chanukkah
  - Beschreibung des Festes: in Synagoge und Familie
- Purim
  - Schlachmones? Haman-Taschen? Verkleidung?

d) Gebete und Riten bei besonderen Lebensereignissen
- Geburt
  - Entbindung: zu Hause? Hebamme? Besonderheiten?
- Brith Milah
  - Verlauf
- Holegrasch
- Bar Mitzwah
  - Vorbereitungen
  - Das Fest
- Verlobung
  - Suche des Ehepartners
  - Rolle der Eltern
  - Rolle des Vermittlers
  - Vorbereitung des Verlobungsfestes
  - Rolle der Mitgift
  - Rolle der sozialen Stellung der Verlobten
  - Alter bei der Verlobung
  - Kamen Verlobungen mit Nichtjuden vor?
- Hochzeit
  - Zeremonie und Mahlzeit
- Krankheit und Tod
  - Krankenwache, Nachtwache
  - Totenwache
  - Einkleidung des Toten
- Beerdigung
  - Beschreibung
- Trauerzeit
  - Beschreibung
- Volksglaube
  - Mittel zum Schutz gegen Unglück, Krankheit, Geister

- Gab es eine Person in der jüdischen Gemeinde, welche die traditionellen Heilmittel kannte und bei Krankheit usw. herangezogen wurde?

6) Soziales, kulturelles und wirtschaftliches Leben
   - Wohltätigkeit
     - Armenfürsorge, Spenden
   - Schulwesen
     - israelitische Volksschule
     - Wer gab Religionsunterricht für Realschüler
   - Geistiges Leben
     - Wer konnte lernen
   - Zentralverein und Zionismus
   - Welche jüdischen Zeitschriften und Bücher wurden gelesen?
   - Aufbau der jüdischen Gemeinde
     - Der Gemeindevorsteher: wurde er unter den Reichen, den Gebildeten gewählt? Seine Aufgaben.
     - Wer waren die angesehenen Leute in der Gemeinde?
   - Rolle und Ansehen
     - des Gemeindedieners
     - des Kantors
     - des Rabbiners: wann ging man zu ihm? Seine Aufgaben

7) Soziale Schichtung
   - Wer war reich? Wer war arm?
   - Rolle der Reichen?
   - Rolle der Armen?
   - Angestrebte Berufe, mißachtete Berufe
   - Was wurde aus den Kindern (Abwanderung in die Stadt, nach Amerika?)

8) Das tägliche Leben
   - Hauptraum des Hauses
   - Rolle der Mutter im Haus
   - Kontakte mit anderen Juden, Gesprächsabende
   - Kontakte mit Nichtjuden, Einladungen und Bekanntschaften, nichtjüdische Freunde
   - Berufliche, außerberufliche Kontakte
   - Teilnahme der Nichtjuden an manchen jüdischen Festen?

9) Welche jiddischen Worte kennen Sie? Wer hat sie Ihnen gelehrt?
   - Redensarten
   - Sprichwörter
   - Erzählungen

10) Kennen Sie weitere noch lebende Mitglieder der früheren jüdischen Gemeinde Ihres Heimatortes?

11) Kennen Sie noch dort lebende christliche Einwohner, die die jüdischen Verhältnisse gekannt haben; die evtl. mit Ihnen und Ihrer Familie bekannt waren?

VERZEICHNIS DER JÜDISCHEN HAUS- UND GRUNDBESITZER IN NONNENWEIER[1]

Lagebuch Nr.	Hausbesitz	In Miete	Straße und Hausnummer[2]
22	Moch, Hermann (1935 an:) Baum, Wilhelm		Hauptstr. 3
9		Schleicher, Nathan (späterer Wohnsitz bei Moch, Heinrich, seinem Schwiegersohn)	Hauptstr. 28
14		Dreyfuss, Emanuel	Hauptstr. 22
46	Baum, Julius		Hauptstr. 38
48a 48b 48c	Moch, Heinrich gen. Hermann		Hauptstr. 42
56	Frank, David, Witwe (Judenwirtschaft)		Hauptstr. 46
50 u. 54	Meyer-Meyer		Hauptstr. 47
3	Metzger, Sarah		Hauptstr. 49
4	Moch, Sarah, Witwe und Tochter, (1928 an:) Moch, Lina		Hauptstr. 50
2	Moch, Baruch III		Hauptstr. 51
1	Dreyfus, David II		Hauptstr. 52
85	Baum, Emanuel Levy, Witwe Baum, Moritz und Berta		Hauptstr. 64
93	Meyer, Max II		Hauptstr. 68
93	Meyer, Ferdinand		Hauptstr. 70
80	Meyer, Max I		Hauptstr. 80
82	Frank, Max und Frank, Isaak		Hauptstr. 106

112	Israelit. Gemeinde Bad	Moch, Abraham IV	Löwenstr.	99
100b	Baum, Leopold		Löwenstr.	101
100a	Meyer, Max I		Löwenstr.	102
99	Baum, Jacob Levy		Löwenstr.	103
96	Moch, Abraham		Schmidtenstr.	106
67	Wertheimer Meyer (Markus)		Schmidtenstr.	113
69	Meier, Isidor		Schmidtenstr.	114
68	Rosenberger, Jette		Schmidtenstr.	115
70	Synagoge		Schmidtenstr.	116
71	Lehmann, Sally		Schmidtenstr.	117
72	Meier, Isidor		Schmidtenstr.	118
354	Dreyfus, Emil		Oberaustr.	213
347	Baum, Hermann (Geburtshaus Dr. Ludwig Frank 1919 an Reichsfiskus, Zollamt verkauft)		Oberaustr.	217

1) Quelle: Feuerversicherungsbuch vom 30.8.1921.

2) Die Häuser waren früher durchnumeriert von 1–317; die Straßennamen sind diejenigen von 1930.

Im gleichen Verlag erschienen:

Henri Mendras

EINE REISE INS REICH DER LÄNDLICHEN UTOPIE

Aus dem Französischen von Lieselotte Lüdicke.
1980. 180 Seiten, broschiert DM 19.-
ISBN 3-922156-03-7

Helge Lüdicke

MENSCHENNESTER

Gedichte
1979
52 Seiten, broschiert, DM 10
ISBN 3-922156-01-0

Vorzugsausgabe. mit einer Lithographie von Bernd Wehner, Auflage 50 Exemplare, numeriert und vom Künstler und Autor signiert, DM 30. ISBN 3-922156-02-09

Alokeranjan Dasgupta

TERRAKOTTA EINES SCHLAFES

Gedichte
Vom Autor in Zusammenarbeit mit Lothar Lutze aus dem Bengali übertragen.
Mit sechs Graphikreproduktionen.
1979
44 Seiten, broschiert, DM 6,80
ISBN 3-922156-00-2

ISBN 3-922156-04-5